Allerlei Erzieher.

Eine Erzählung fürs Volk

von

Lina Walther.

Herausgegeben

vom

christlichen Verein im nördlichen Deutschland.

1892.

Verlegt durch den christlichen Verein und zu haben
in der Niederlage seiner Schriften bei Paul Klöppel in Eisleben,
wie auch bei G. E. Schulze in Leipzig.

1. Kapitel.

Die Großmutter.

Ein trüber Novemberhimmel hing über dem Dörfchen Laubach; um den Kirchthurm wehten graue Nebel wie dichte Schleier, einzelne Flocken fielen, lösten sich auf und vermischten sich mit dem unergründlichen Gemisch von Schmutz und welken Blättern, das den Boden bedeckte. In das Stübchen der Mutter Schulzen drang kaum noch so viel Tageslicht, daß man die darin befindlichen Gegenstände unterscheiden konnte. Es war ein einfaches Stübchen, aber ordentlich und rein, und wenn man auch von den Luxusgegenständen, die in unserem fortgeschrittenen Jahrhundert sich auch der Aermste schuldig zu sein glaubt, nicht das Geringste sah, so fehlte es doch durchaus nicht an dem, was zu einer behaglichen Wohnstube gehört; ein Kleiderschrank, ein großer Wachstuchtisch, vier Stühle und ein Lehnstuhl standen zu Diensten, aus einem Vogelbauer tönte das Zwitschern munterer, kleiner

Bewohner, und ein Geranium und Myrthenbäumchen schmückten das Fenster. Vor wenigen Wochen noch hätte man auch ein Sopha darin finden können, das hatte aber einem Bette weichen müssen, in dem mit verfallenen Zügen eine noch ziemlich junge, kranke Frau lag. Die Besitzerin des Stübchens, die Mutter Schulzen, saß daneben mit gebeugtem Kopfe, sie war eine von jenen kleinen, gedrungenen Gestalten, die haltbar zu sein pflegen; ihr Gesicht zeigte feste, markige Züge, ihre Haut tausend feine Falten, wie sie das Alter nach einem Leben voll Sorge und Arbeit ins Gesicht schreibt. Mitunter, wenn die Kranke stöhnte, hob ein leiser Seufzer ihre Brust: „Ist es denn heute so besonders schlimm, Mariechen?“ „Ja Mutter, die Brust thut so weh; wenn ich nur nicht gar sterben muß!“ Das arme Weib! Die Grabesrosen blühten schon auf ihren Wangen! „Kind, es mag schwer sein, so jung hinzugehen, aber glaube mir, das Leben ist zusammengesetzt aus Sorge und Noth; wenn ich wüßte, daß Gott mich in Gnaden annähme, ich ginge heute lieber als morgen, wenn er zu mir sagte: „Es ist genug!“ „Ja, das mag wohl sein, wenn man sechzig ist, aber mit sechsunddreißig denkt man anders; da denkt Jeder, das Beste im Leben soll nun erst kommen, und dann die Kinder! Man will doch auch sehen,

was aus denen wird! Der Ludwig, für den ist mir nicht bange, der hat ganz was Apartes an sich, gieb acht, aus dem, da wird noch einmal was Vornehmes." „Ach Mariechen, wenn nur was Ordentliches aus ihm wird, da können wir lange zufrieden sein, bis jetzt läßt sich die Anna viel besser an als er!" „Nun ja, Mutter, was man so fürs Haus braucht."

Die Kranke wurde jetzt müde, wie es immer zwischen ihrer Angst und ihren Schmerzen vorkam, und schlief ein. Die alte Frau saß im Dunkeln, ihre Hände falteten sich, und Thräne auf Thräne tropfte darauf. Ihre Gedanken durcheilten die Vergangenheit, das ganze Leben des Kindes, das so bleich und gebrochen vor ihr lag. O, sie war auch einmal ein schönes frisches Mädchen gewesen, die Marie, der Stolz und die Freude ihrer Mutter, der Wittwe. Mutter Schulzen war früh Wittwe geworden; ein hitziges Fieber hatte ihren Mann dahin gerafft, als sie kaum zehn Jahre verheirathet waren; bis dahin war es ihnen gut gegangen; er verdiente mit seiner Tischlerei mehr, als sie in ihrer bescheidenen Weise gebrauchten, und die junge Frau Schulzen wußte es zusammenzuhalten. Als sie mit dem Kinde allein zurückblieb, wußte sie sich einen Verdienst zu suchen; und es fand sich auch bald einer; die alte Boten=

frau starb, welche wöchentlich zweimal nach M. und zweimal nach W. gehen mußte, um aus den großen Bauernhöfen Butter und Eier nach diesen beiden nächsten Städten zu bringen, und einzuholen, was man in Laubach gebrauchte. Es wurde der Mutter Schulzen, von deren Ordnungsliebe und Redlichkeit man allgemein überzeugt war, durchaus nicht schwer, den Posten zu bekommen, und es währte gar nicht lange, da stand sie in dem Rufe, denselben in ganz ausgezeichneter Weise auszufüllen. Niemand schaffte sich Mantel oder Kleid ohne den Beistand der Mutter Schulzen, große Summen gingen durch ihre Hände, und obgleich kein ungerechter Pfennig an ihren Fingern hangen blieb, brachte der Posten doch reichlich so viel ein, daß sie mit ihrem Kinde leben konnte. Unverzagt und tapfer ging sie ihres Weges, wenn auch das fröhliche Leuchten verschwunden war, das auf ihrem Angesichte geglänzt hatte, so lange ihr Mann lebte. Dies glänzte jetzt um so heller aus den Augen ihres heranblühenden Kindes. Marie war ein ganz ungewöhlich liebliches Mädchen; jedes Auge hing an ihr, wenn sie so schmuck und rein, und so elastisch und leicht durch das Dorf ging, das rosige, blühende Gesicht umrahmt von den blonden Zöpfen. Und klug war Marie; die

erste in der Schule, in der Kirche immer voran mit der Antwort. Als sie zu Gottes Tische ging, hing jedes Auge an ihr; Mutter Schulzen war stolz auf sie, ganz stolz und nahm es ihrem Seelsorger fast übel, als er am Nachmittag zu ihr sagte: „Ja, Frau Schulzen, schmuck ist Ihr Töchterchen und schlank herausgewachsen, hat auch brav gelernt, was sie lernen mußte, ob sie aber ihren Herrn recht lieb hat, und ihm immer nachgehen will im Leben, das muß sich nun erst zeigen; es ist mir oftmals vorgekommen, als nähme sie alles im Leben recht leicht; halten Sie sie ja recht stille und bescheiden!" Mutter Schulzen hatte ihren Pastor immer sehr hoch gehalten; als er das aber sagte, dachte sie: das ist doch nur wieder, weil das Mädchen so etwas Apartes hat, er weiß nicht mehr, wie einem zu Muthe ist, wenn man jung ist. Das stand bei ihr ja fest: ordentlich anstrengen sollte sich Marie; einen Dienst wollte sie ihr suchen, sobald es ging. Der fand sich auch, bevor sie es dachte. Im Hause der Frau Präsidentin Hofmann fand sie eines Morgens, als sie die Butter hintrug, große Aufregung; das Hausmädchen war plötzlich weggelaufen, nachdem sie großer Untreue wegen gescholten worden war, und man war dort froh, an Marien einen freilich noch recht unfertigen

und jungen Ersatz zu bekommen. Aber Mariechen arbeitete sich bald ein, war geschickt und anstellig zu allen Dingen, und ihre Herrschaft behielt sie mit Freuden und vertraute ihr mit jedem Jahr mehr. Schon nach zwei Jahren hieß es: Mariechen lernt jetzt schneidern und Putz machen und dann wird sie Kammerjungfer bei der gnädigen Frau. Als Frau Schulz das in der Stadt erfahren hatte, war sie ganz überglücklich vor Stolz und Vergnügen, und im nachhausegehen sprach sie immer vor sich hin: Habe ich es nicht immer gedacht, daß aus dem Mädchen etwas ganz Apartes würde; ja, sie hatte immer so was Feines, und was kriegt sie für schönen Lohn, — da kann sie sparen. Darin hatte aber Mariechen nicht den Sinn ihrer Mutter; was sie an ihrer Herrschaft von Putz und Schmuck sah, das mußte sie nachmachen. Das verstand ihre Mutter nur nicht, wie man sich bei einer so feinen Herrschaft tragen mußte. „Mariechen", sagte Frau Schulz, „nimm mich ein anderesmal mit, wenn du dir ein Kleid kaufst, diesesmal hast du zu viel Geld für einen schlechten Stoff gegeben." „Ach Mutter, was denkst du? das ist ja jetzt das Modernste, so dicke Stoffe, wie du trägst, tragen junge Mädchen nicht, die halten so lange, daß sie aus der Mode kommen!" „Mariechen, Federn auf dem Hute und

so einen feinen Sonnenschirm, den brauchtest du doch nicht; das sieht ja aus, wie eine Gräfin und nicht wie ein Dienstmädchen." Was halfs? Mariechen hörte nicht. Die Frau Schulzen bat immer wieder: „Mariechen, bringe was auf die Sparkasse; schaffe dir Leinen zu deiner Ausstattung an!" Nein, es wurde alles auf den Leib gehängt. Die Mutter, zu schwach, um ernst einzugreifen, grämte sich im Stillen und darbte im Stillen, um zu sparen für ihr leichtsinniges Kind. „Gehst du denn auch hübsch in die Kirche?" „Nun, alle Sonntag nicht, einen um den anderen dürfen wir nur!" „Da gehst du aber doch?" „Im Winter will ich ja hingehen, jetzt im Sommer gehe ich lieber mit einer Gesellschaft in die freie Natur, — das ist auch Gottesdienst!" Da wurde die Alte zum erstenmal wild: „Ein schöner Gottesdienst das, ich kann es mir schon denken; werdet nicht viel von Gott wissen wollen dabei. Mein Kind, wer Gott verläßt, den verläßt er wieder, und das ist das schlimmste, was einen Menschen passiren kann; wirst schon noch sehen, wie nöthig man ihn im Leben hat!" Jetzt sah das Mariechen noch nicht; da war sie voll, ganz voll von den Freuden dieser Welt; da schwamm sie drin, wie ein Fisch im Wasser und ein Vöglein in der Luft, und hatte auch nicht einen einzigen Gedanken für den

Ernst des Lebens. Eines Sonntags kam sie ganz aufgeregt nach Hause: „Mutter, ich habe mich verlobt.“ „Verlobt, mit wem denn? ohne deine Mutter zu fragen?“ „Ja, Mutter, das kam so plötzlich, vorgestern auf dem Maskenball.“ „Auf dem Maskenball? Das ist ja ein ganz besonderer Ort zum verloben; wer ist denn dein Erwählter, wenn ich fragen darf?“ „O, er ist sehr nett, Mutter, er trägt sich so fein; er ist Barbier und auch Heilgehilfe; ich glaube, der verdient sich ein schönes Stück Geld.“ „Ich glaube, das ist wenig gesagt meine Tochter! Das verlange ich, und das kann ich verlangen, daß der Heilgehilfe erst einmal ordentlich zu mir kommt und um dich anhält; ich muß erst ein ernstes Wort mit ihm reden, eher gebe ich meinen Segen nicht.“ „Er kann ja kommen,“ sagte das Mädchen. Am Sonntag darauf erschien er wirklich, ein bildhübscher schlanker Mensch, sauber gekleidet vom Kopf bis zu den Füßen, und sah recht offen und treuherzig die Mutter Schulzen an, als er seine Bitte vorbrachte. Er konnte auch alle ihre Fragen gut beantworten; er war armer aber rechtschaffener Leute Kind, ein eigenes Geschäft hatte er nicht, aber sehr guten Lohn bei seinem Brotherrn. „Wenn nun Mariechen nebenbei noch etwas schneidert, haben wir ganz gut zu leben.“ Ja,

Vater und Mutter Schulzen hatten mit weniger angefangen, das war richtig, aber sie waren auch viel einfachere Leute gewesen. Was das Kirchengehen anbetraf, da war Martin Sander viel zugänglicher wie Mariechen. „Man läßt sich ja manchmal von seinen Kameraden verleiten wegzubleiben, aber lange halte ich es ohne Kirche nicht aus, das bin ich von Kindesbeinen an nicht gewohnt.“ So sah Frau Schulz keinen Grund zu einem Nein, musterte ihre Leinen und Federvorräthe und schaffte und sparte, bis sie wirklich eine nette Ausstattung für Mariechen fertig hatte; dann wurde in aller Stille eine vergnügte Hochzeit gefeiert, zu welcher Mariechens Herrschaft freigebig beisteuerte. Nun fing der junge Hausstand an. — Alles sah rosig aus; Barbier Sander hatte gute Kunden, mußte tüchtig rennen und laufen, um sie zu befriedigen; auch Mariechen bekam zu Anfang hübsche Arbeit ins Haus. Sie hätten leben können und gut leben, — wenn nur zweierlei nicht gewesen wäre: Mariechen war nur an feine Arbeit gewöhnt, nicht an grobe; waschen, scheuern, kochen, das wollte ihr nicht gefallen; da hieß es: ach Nachbar Heinrichsche ich habe gerade Hüte zu garniren; nicht wahr Sie tragen mir mein Holz mit nach dem Boden? oder: „alleine waschen, das trägt nichts ab, nicht wahr, ein paar

Stunden helfen Sie mir!“ Wenn die Mutter Schulzen das merkte, schalt sie, oder sie bot sich selbst zur Hilfe an. Das war aber der Frau Sander gar nicht recht, die Mutter ließ dann immer so störende Worte fallen, wenn Mariens gestickte Röcke und Sanders Chemissettenhemden in der Wäsche waren; Kind, es ist über eure Verhältnisse; ihr seid doch nicht Präsidentens.“ Es war recht nöthig, daß das gesagt wurde, denn auch in Bezug auf den Mittags= und Abendtisch ging es über die Mittel hinaus. Einigemal die Woche gabs Gebratenes, ganz ohne eingemachte Früchte sollte es nicht gehen: Preißelbeeren, Essigpflaumen, süße Kirschen wurden eingekocht; Mutter Schulzen meinte, sie und ihr Mann hätten kräftig und gut gelebt, ohne solchen Luxus; aber Sander fand ebenfalls, daß es gut schmeckte, und daß man sich für seine Quälerei doch auch etwas schuldig sei. „Legt Ihr denn auch wohl ein paar Dreier zurück, Kinder? einen Nothpfennig? Wenn Kinder kommen, kann Mariechen nicht so viel mehr thun?“ „Ach,“ hörte sie dann: „so im Anfange geht das nicht, da muß man erst in Zug kommen!“ Ehe sie in Zug kamen, wurde die kleine Anna geboren, nach ein einhalb Jahren der Ludwig. Anna war von Anfang an ein derbes Kind mit einem frischen, festen Kindergesichtchen: „sie artet nach

der Großmutter Schulzen,“ sagten die Leute. Ludwig hatte ein Gesichtchen wie Milch und Blut, und er war noch nicht ein Jahr alt, da fanden Vater und Mutter um die Wette, daß er etwas ganz absonderlich Feines an sich habe und gewiß einmal etwas ganz Besonderes werden würde. Verschieden waren die Kinder, das war ja ganz sicher. Anna war kaum zwei Jahre alt, als sie der Mutter und Großmutter die hölzerne Fußbank unterschob, das herabgefallene Knaul reichte und sich zu allerlei Diensten gebrauchen ließ; als Ludwig in dasselbe Alter kam, rief er Anna, Anna! wenn ihm von seinen Spielsachen etwas an die Erde fiel, rührte sich nicht vom Fleck und wartete, bis sie es ihm dienstfertig brachte. Dann lachte er mit dem ganzen hübschen Gesichtchen, streichelte ihr die Backen, daß sie vor Freuden außer sich und rein entzückt über das Brüderchen war. Jedermann war eingenommen von dem hübschen Kinde, jedermann zog den rosigen, lachenden Jungen dem stillen, ernsten Mädchen vor, nur die Großmutter sah ihn mit Besorgniß an; ihr Herzblatt war Anna, der sie ihre Liebe durchaus nicht durch Zärtlichkeiten, sondern durch Anleitung zur Ordnung und allerlei nützlichen Beschäftigungen bewies. Sander fing bald nach der Geburt der Kinder an, recht blaß und sorgen-

voll auszusehen. Die Großmutter merkte wohl, woran es lag, wenn man sich auch hütete, ihr reinen Wein einzuschenken. Die alte Frau konnte rechnen. Sie wußte, daß der Haushalt auf solcher Höhe nicht zu erhalten war, wenn nur der eine Theil arbeitete, und der andere nur Luxus trieb und Geld verthat, sie ermahnte, sie half, wo es irgend möglich war, aber die Frau Sander war ein verzogenes Kind, Vergnügen mitmachen, das mußte sie, trotz ihrer Kinder, die es ja indessen bei der Großmutter gut hatten, und dazu mußte sie jedesmal fein sein von Kopf bis zu den Füßen. Wenn Freischießen war oder Viehmarkt oder Turnerfest, da nahm man auch die Kinder mit, und dann mußte ein neuer Anzug für Ludwig sein, und ein neues Hütchen für Aennchen; sie kamen dann spät in der Nacht nach Hause, Marie sah am andern Tage wie ein Schatten aus, und auch auf Sanders Stirne wurden die Wolken immer dunkler. Eines schwülen Sommernachmittags waren sie mit den Kindern zu einer Kaffeeparthie in den Wald gegangen; die Großmutter hatte wieder gebeten und gewarnt: „laßt es heute, es sieht ganz aus wie Gewitter; kommt eins, dann sind vier Anzüge auf einmal verdorben.“ Als man unterwegs war, schickte der Doktor, der zu einem schwer Verwundeten geholt worden war,

Sander möchte kommen und verbinden helfen. „Kehr um, Marie! bat er; allein möchte ich dich mit den beiden Kindern nicht oben im Wald wissen.“

Aber das Vergnügen lockte allzusehr. Das Wetter zog wirklich drohend und schwarz empor; schnell brach die Gesellschaft auf, man eilte bei der Schwüle hastig nach Hause, um Obdach zu gewinnen, die 6jährige Anna strengte ihre kleinen Beinchen an, so viel sie konnte, aber Ludwig stand mitten im Wege, brüllte und war nicht zu bewegen, einen einzigen Schritt zu thun; die Nachbarn und Bekannten waren voraus; Marien blieb nur übrig, den schweren Jungen auf den Arm zu nehmen; sie glühte vor Hitze, und ihr Herz schlug hörbar; da, wohl zehn Minuten, bevor sie ihr Haus erreichte, brach ein eisiger Regenguß los; sprachlos und todtenblaß kam sie zu Hause an und hatte kaum noch so viel Kraft, einen Sitz zu erreichen, als ein Blutstrom aus ihrem Munde kam. Mutter Schulzen war mehr todt als lebendig; sie wußte nachher selbst nicht, wie es ihr gelungen war, ihr Kind zu Bette zu bringen. Der Doctor kam ungerufen; er trat unter wegen des furchtbaren Regens, als er mit Sander von der Operation kam. Beide waren tief erschrocken; der Doctor gab seine Befehle; vor allem sollte die Kranke ganz ruhig

liegen und kalte Umschläge bekommen; er wollte morgen früh wieder nachsehen. Sander und Mutter Schulzen wachten beide. „Was machst du denn immer mit deiner Hand Sander?“ „Ach der Doctor hat mir etwas gegeben; ich habe mich gerissen, und da ist Blut aus Ws. Wunde hineingekommen, ich denke aber, es wird nicht schlimm, wenn ich die Umschläge richtig mache!“ Es wurde aber doch schlimm; am andern Morgen war die Hand geschwollen, und Sander fieberte. Der Arzt fand Marie verhältnißmäßig gut; aber um den Mann war er sehr besorgt. Er kam gegen Mittag noch einmal heraus und brachte einen Collegen und allerlei Instrumente mit. Als die Aerzte ans Lager traten, kannte Sander niemanden mehr. „Es hilft nichts,“ sagten sie, wenn wir den Arm abnehmen; die Blutvergiftung ist schon zu weit vorgeschritten; es wird nicht mehr lange dauern! Und so kam es. Die Mutter Schulzen wußte nachher nicht, wie sie es hatte tragen können; auf einem Bette die kranke, schwache Marie, auf dem andern der phantasirende, seinem Ende entgegeneilende Mann; wie hatte sie Gott um seine Rettung angerufen — vergebens! Marie war anfangs zu schwach, zu sehen, was um sie her vorging, aber als Sander todt war, konnte man es ihr doch nicht verhehlen. Sie bekam einen

Rückfall; wochenlang schwebte sie zwischen Leben und Sterben, endlich siegte die jugendliche Kraft. Für die Frau Schulzen waren es doppelt schwere Wochen gewesen, da nun von allen Seiten Rechnungen ins Haus geschickt wurden, aus denen sie sah, wie tief ihre Kinder in Schulden gerathen waren; und jetzt durfte sie nicht einmal mit Marien darüber sprechen. Sie konnte nichts thun, als bezahlen mit ihren eigenen Mitteln, was möglich war, um die Gläubiger zu beruhigen. Sobald Marie transportiert werden konnte, brachte sie diese samt den Kindern in ihr eignes kleines Haus; was irgend entbehrlich war von dem Hausrath der jungen Leute, mußte verkauft werden, um die Schulden zu decken, von Mutter Schulzens Erspartem war bei weitem das Meiste auch mit draufgegangen, und nun sollte ihr Verdienst ausreichen für vier Personen. Wenn sie nicht mit dem vertraut gewesen wäre, der die Raben speist und die Lilien kleidet, wäre es wohl ganz zum Verzagen gewesen, aber mit ihrem Vater im Himmel stand sie auf einem ganz vertrauten Fuße, sagte ihm alle Tage ihre Sorge und Noth und erfuhr auch, daß er noch immer mit wenig Gerstenbroten und Fischlein viel ausrichten kann. Als sie nun erst wieder ihre Botengänge machen konnte, meinte sie, aus dem Schlimmsten heraus zu sein, und in

der That freuten sich all ihre Kunden in Dorf und Stadt, als sie das alte, vertraute Gesicht wiedersahen. Marie fing, sobald die Kinder schulfähig waren, nothgedrungen wieder ein wenig zu arbeiten an, blieb aber kränklich und schonungsbedürftig; viel konnte sie nicht beitragen zur Erhaltung der Ihrigen. Seit zwei Jahren fand sich hin und wieder Bluthusten ein, die Kräfte sanken schnell, Mutter Schulzen sah schon lange, wo es hinaus wollte. Dazu war ein neuer Kummer gekommen; acht Tage nach Annas Einsegnung hatte sich eine Wunde an ihrem eigenen Fuße aufgethan; sie war hin und wieder zugeheilt, aber so oft sie versuchte, ihre alten Botenwege zu machen, brach der Fuß wieder auf, und so hatte denn heute zum erstenmale die Anna mit frischem Muth den Korb auf den Rücken genommen und war nach der Stadt gewandert. Der Großmutter war nicht wohl dabei; sie hätte viel lieber das Kind in Dienst gebracht; es war ihr bang: Sie lernt dabei nichts, und wenn sie nur die Sachen ordentlich besorgt, und wenn ihr nur niemand was Böses thut auf dem Wege, und wenn sie nur nichts von ihrer Mutter geerbt hat, und ihr die Kiepe zu schwer wird! so schwirrten der Großmutter die Sorgen durch den Kopf, während sie am Bette der todkranken Frau saß. Und der Bengel, der kommt

heute auch nicht nach Hause, es ist ja schon ganz finster." Sie steckte ihr Lämpchen an, setzte es hinter den Lichtschirm und nahm ihr Strickzeug. Da wurde stürmisch die Thüre aufgerissen; ein bildhübscher Junge von 13 Jahren stürzte herein, die Backen glühten, die braunen Locken flogen, die dunklen Augen blitzten in heller Lust und Wonne: „Großmutter, Schauspieler! es sind Schauspieler im Kruge, um sieben geht es los!" „Ja, mein lieber Junge, dazu haben wir kein Geld!" „Ach, Geld brauche ich nicht, ich und Hans Kleinschmidt, wir dürfen ja helfen das graue Laken bewegen, daß es wie Wasser aussieht, und dürfen das blaue Laken vor den Tisch halten, das stellt Luft vor, wenn der Schutzgeist herunter springt, und mitspielen darf ich auch; ich soll hereinkommen und „Feuer" schreien." „Na, jetzt nur ruhig, mein Junge, störe deine Mutter nicht, wo sind denn deine Schulbücher?" „Ach die, die! die habe ich am Ende im Kruge gelassen!" „Dann gehst du jetzt gleich hin und holst sie," sagte die Großmutter streng und ernst. „Das sage ich dir, ehe nicht deine Schularbeiten ganz ordentlich fertig sind, eher darfst du heute Abend nicht fort." Schnell drehte er sich um und rannte in der Stubenthür beinah seine Schwester Anna um, die eben den Kopf hereinsteckte: „Guten Abend zusammen, ich

will mir nur trockene Füße machen, dann komme ich gleich.“ Sie verschwand, um nach einigen Minuten in ihrem alten Hausröckchen und trockenen Schuhen und Strümpfen wieder einzutreten. Auf Zehen schlich sie zum Bette der Mutter. „Sie schläft,“ sagte sie leise, dann setzte sie sich auf einen Schemel dicht beim Stuhl der Großmutter. „Du mußt erst Suppe essen,“ sagte diese, und machte Miene, das Schüsselchen aus dem Ofen zu nehmen. Wie der Wind kam ihr Anna zuvor. „Ei Kohlrüben,“ sagte sie vergnügt, „mein Leibessen, es soll mir gut schmecken; aber hungrig bin ich nicht mehr als gewöhnlich, die Menschen sind alle so gut; zweimal habe ich Kaffee bekommen, und beim Kaufmann Hellmann Linsensuppe.“ „Hast du denn auch alles besorgt, und ordentlich?“ „Ja, Großmutter, sie waren zufrieden.“ „Auch für dich eine warme Jacke? Die mußt du haben, wenn du anständig Boten gehen willst.“ „Ja Großmutter, ich will sie dir gleich zeigen; die Jungfer Lorenzern sagte, ich hätte sehr gut gekauft!“ „Hast du sie denn nicht bei der Lorenzern gelassen?“ „Nein, denke dir, das ist anders gekommen; ich mache die Jacke selbst.“ „Aber, das kannst du ja nicht, Kind!“ „Nun, höre nur, Großmutterchen; als ich zur Lorenzern kam, da fragte sie natürlich, wie es dir ginge, und ich erzählte ihr alles, wie

es bei uns aussieht, da sagte sie: Warte Kind, die Jacke, die soll dir kein Geld kosten; komm herein, du sollst mir zusehen, wie ich sie nach dem Maaße zuschneide; nun hefte ich sie zurecht, und ehe du nach Hause gehst, holst du sie ab; wenn du fleißig bist, kannst du bis zum nächsten Markttage, was ich vorhefte, zusammennähen; dann probieren wir noch einmal an, und dann zeige ich dir, wie du es fertig machst. Die Lorenzern ist zu gut, Großmutter. Im Sommer, wenn die Tage lang sind, und ich nicht zu schnell nach Hause muß, will sie mir alles zeigen, wie man Mäntel schneidet und Röcke und Kleider; ist das nicht herrlich? Aber wo bleibt denn in aller Welt Ludwig; ich muß wirklich meine Schuhe noch einmal anziehen und ihn aus dem Kruge holen; sonst findet er nicht heim; es sind Schauspieler dort." „Ich weiß," sagte die Großmutter; „er hat seine Schulbücher da liegen lassen, achte darauf, daß er sie mitbringt." In dem Augenblicke trat der Junge ein. „Es war zu viel zu sehen — ich konnte nicht weg." „Na, was war denn zu sehen?" fragte die Mutter, die jetzt erwachte. „Ach, Miß Arabella, die kriegte Prügel." „Das ist wenigstens nichts Schönes;" sagte sehr ernsthaft die Großmutter. „Ja, seht ihr, das hat mir Don Alfons gesagt (das ist ein Junge in

meinem Alter), um Schauspieler zu lernen, da muß man einigemal Prügel kriegen; das ist aber nicht schlimm; sie ist erst elf Jahr alt; dafür kommt sie Abends im Turko und ganz weißen Kleide und einem Rosenkranz, und tanzt den Eiertanz; das ist sehr schwer, so zwischen lauter Eiern herum; heute Nachmittag hatte sie eine Eierschale zertreten, da mußte sie Prügel haben; wenn sie es dann heute Abend gut macht, da klatschen alle und rufen Miß Arabella raus! und werfen ihr Sträußchen und Bonbons zu; da kann sie schon die Prügel vergessen!" „Das arme Kind!" sagte die Großmutter weich; „ob sie keine Mutter hat?" „Wird sie wohl; vielleicht ist es die, die heute Abend den Schutzengel spielt. Am Tage sieht sie recht blaß aus, am Abend malt sie sich aber, da ist sie schön, sagt Don Alfons."

„Nun jetzt, Don Ludwig," sagte die Großmutter etwas scharf; „jetzt setzest du dich hier neben mich und rechnest deine Exempel, liest dein Lesestück und lernst deine Sprüche." Das hielt nun hart nach den gehabten und den zu hoffenden Freuden, besonders da er den leisen Seufzer seiner Mutter auffing: „Der arme Junge!" Wäre seine Schwester nicht dagewesen, so wäre es sicher nicht ohne Lärm und Widerrede abgegangen; denn die Lust zum lernen war verschwindend klein. Aber

als Anna sich neben ihn setzte und in ihrer ruhigen freundlichen Weise sich seiner annahm, ihm seine Aufgaben klar machte, ihm seine Fehler zeigte, da fand er sich allmählich hinein; er war ja gar kein dummer Junge, nur leichtsinnig und flatterhaft. Das Lesestück, eine kleine Seegeschichte, erregte sogar sein Interesse; das schwerste waren ihm immer die Sprüche: „Mein Kind, wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht.“ „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist; so jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.“ Den ersten Spruch hatte er mit vieler Mühe begriffen. „Den zweiten kann ich nicht lernen, der ist zu schwer.“ „Ja freilich,“ sagte die Großmutter, „ehe wir den Spruch ordentlich inwendig lernen, das ist wirklich recht schwer, und dir wird es doppelt schwer werden, Ludwig, und doch hängt all dein Glück daran, für hier und dort, das glaube mir. Siehst du, wenn du heute Abend dem bunten Treiben da drüben zusiehst, dann scheint es dir lauter Lust zu sein; wenn du aber an die blasse Mutter und die Prügel denkst, die das arme Kind bekam, und wenn du vollends all die Noth, all das Elend, all den Hunger und Kummer sehen könntest, der in so einem grünen

Jahrmarktswagen wohnen kann, da hättest du ein rechtes Bild davon, wie wenig Glück bei den Freuden ist, die nur der Erde angehören; den anderen Theil: Wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit, den muß man aus Erfahrung lernen, und Gott helfe dir dazu, mein liebes Kind!" Die Großmutter sprach so ernst und so bewegt; Ludwig war kein böser Junge, er sah sie mit den großen Augen ernsthaft an und nickte.

„Großmutter," sagte Anna, „Der Wirth wollte mir ein Billet geben für heute Abend, ich schlug es ab; aber wenn du meinst, gehe ich hin." Leise setzte sie hinzu: Ich möchte bei ihm sein. Die Großmutter stimmte zu. Ja, es war gut, daß Anna mit ihm war. Er sah nur Freude und Wonne an der ganzen Geschichte; für ihn war all das Bunte, was vor Augen lag, wirkliche, wahrhaftige Herrlichkeit; Anna sah tiefer. Sie bemerkte, daß der Schutzengel, als er, statt herniederzuschweben, vom Stuhle sprang, zitternd dastand und Thränen in den Augen hatte; sie konnte dem Verlangen nicht widerstehen, sie schlich der zarten, schlanken Gestalt nach. Im Hofe stand der grüne Wagen dicht neben der Treppe nach dem Heuboden; von dort konnte man durch das Seitenfenster hineinsehen. Da saß der Engel;

die Flügel lagen auf einem ungemachten Bette, aber das weiße Kleid hatte die junge Frau noch an; auf ihrem Schooße lag ein ganz kleines, bleiches Kind in schrecklichen Krämpfen, sie hielt es fest ans Herz gedrückt und benetzte es mit ihren heißen Thränen. Ein großer starker Mann trat herein: „Noch nicht angezogen, Agathe für den Tanz auf dem Seile?" „Ich tanze nicht heute," sagte sie, und es klang kalt und hart, und wie in Verzweiflung." „Ich tanze nicht?" sagte er rauh und heftig; „so? und steht auf dem Zettel? das Wurm wird nicht besser davon, daß du es ans Herz drückst; das liegt eben so gut hier auf dem Bette, werden thut da doch nichts draus, das konnte man sehen von Anfang an." „Wie kannst du das sagen, Robert, es ist dein Kind so gut wie meins; ich gehe nicht von ihm in seiner schweren Noth, nicht, bis es gesund oder zu Gott gegangen ist; niemand bringt mich fort, niemand!" „Nun, dann bleib meinetwegen, störrisches Geschöpf, wenn du es so treibst, muß ich mich nach einer anderen umsehen; Geheul und Plärren und Duckmäuserei, das kann man bei unserem Geschäft nicht gebrauchen." Er polterte hinaus und stieß so unsanft an ihren Stuhl, daß sie beinahe heruntergefallen wäre. Anna wartete, bis er fort war, dann stieg sie getrosten Muthes

in den Wagen. „Kann ich euch helfen? Wartet ich hole Kamillenthee und warmes Wasser zum baden; das hilft manchmal bei Krämpfen, sagt die Großmutter.“ Es währte gar nicht lange, da brachte sie beides. Im warmen Bade wurde das Kindchen ruhiger, die Zuckungen hörten auf, es ließ sich Kamillenthee einflößen, und nun lag es da, ein kleines, zartes Geschöpfchen in all der Lieblichkeit, die solchen Kindlein eigen ist. Anna bog sich mit Theilnahme und Freude darüber, die arme Mutter weinte nur heftiger: „Mädchen, Mädchen, du weißt nicht, wie elend ich bin; ehe du solchen Fahrenden nimmst, da gehe lieber ins Wasser!“ „Ach Frau, sprecht nicht so schrecklich; wie seid ihr denn dazu gekommen.“ „Wie schon manches Mädchen vor mir,“ sagte sie. „Er war schön, sehr schön; wenn er spielte oder tanzte, hingen aller Augen an ihm; ich war eine Waise, und hatte es, wie ich es meinte, schlimm bei harten Verwandten. Sie wolltens nicht zugeben, aber ich setzte es durch. Im Anfang hatte er mich lieb, und ich, obgleich mir das ganze Leben nicht gefiel, — ich liebte ihn und war froh, bei ihm zu sein; aber die Strafe kam nach, daß ich meinen Kopf durchgesetzt hatte, es ist ein Elend, ach, es ist ein Elend! Ich weiß jetzt, er ist innerlich bös und roh, und los kann ich nicht, nein,

los kann ich nicht; wo sollte ich hin mit dem Wurm! Man hörte jetzt Schritte." „Gehe jetzt, Mädchen, ich danke dir, unten ist Pause, nun kommen Arabella und Alfons und ziehen sich hier um; ach, setzte sie schaudernd hinzu, ich glaube, er kommt auch!" Anna huschte schnell hinaus und wollte nur auf der Bodentreppe warten, bis die Leute im Wagen waren, da hörte sie unter der Treppe zwei Knabenstimmen und meinte, die ihres Bruders Ludwig zu unterscheiden: „Ja, wenn man nur so weglaufen könnte, aber meine Mutter und Großmutter, und der Schulze und der Pastor, — sie kriegten mich doch wieder und," setzte er nachdenklich hinzu, „am Ende bekäme ich auch das Heimweh nach meiner Schwester, — die ist gut mit mir." „Nun, weißt du, zu Anfang kriegt man das schon manchmal, aber man gewöhnt sich dran, und ein Herrenleben ist es doch: heute da und morgen dort, lernen braucht man nicht, gut zu leben muß einem der Herr geben, sonst kommt man von Kräften, und bewundert wird man alle Abend, das ist auch hübsch. Davongelaufen bin ich auch; ich war Hirtenjunge, in Preußen hat mich niemand wieder gekriegt, meinen Kameraden freilich aus Dresden den haben sie nach Hause geschickt; seitdem ist richtig alles nur halb. Du bist hübsch schlank herausgewachsen; ei was könnten

wir zusammen ausführen.“ Plötzlich ertönte über ihnen eine ernste Stimme, so ernst, daß Ludwig die seiner Schwester Anna nicht erkannte. Mein Kind: wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht! Er fuhr zusammen; Anna trat jetzt zu ihm: Komm nun mit nach Hause, Ludwig, ich habe genug! Er hatte aber nicht genug; sie mußte ihm zu Liebe die letzte Aufführung noch mit ansehen; Alfons und Arabella führten einen Tanz auf dem Seile aus, es sah sehr hübsch aus, aber auch ängstlich, als Arabella so hoch hinaufstieg auf dem schwanken Seile; als sie beinahe oben angekommen war, faßte ein Windstoß das lose aufgeführte Zelt, die Stäbe kamen ins wanken, das Seil schwankte, und plötzlich mit einem Aufschrei lag Arabella blaß und blutend auf dem Sande des Fußbodens. Der Herr des Geschäfts stieß einen Fluch aus, aber sogleich wurden die Schranken durchbrochen von mitleidigen Helfern, Anna kniete neben dem ohnmächtigen Mädchen und hielt ihren Kopf im Schooße, und Don Alfonso stand daneben, schrie und weinte zum Erbarmen. Bald kam der Dorfbarbier herbei, gerade als Arabella wieder ihre Augen aufschlug; er untersuchte sie Glied für Glied. Die Ohnmacht, sagte er, das ist nur der Schreck, aber den Arm hat sie gebrochen, sie wird hier bleiben müssen. Die

bleiche Frau des Direktors kam jetzt auch herbei mit Thränen in den Augen. Ja, so sehr der rauhe Herr wüthete, es blieb doch nichts übrig, als Arabella im Wirthshause zu lassen und nach einem Arzt zu schicken, daß er sie verbinde. Der rosige Eindruck war dadurch völlig abgeschwächt, ernsthaft gingen die beiden Geschwister nach Hause, und als Anna erzählte von der armen Frau und dem todtkranken Kinde, da wurde es doch auch ihrem Bruder klar, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, und für diesen Augenblick hatte er keine Sehnsucht mehr, mit den Schauspielern in die Ferne zu ziehen. Arabella blieb allerdings der Gegenstand seines lebendigen Interesses; auch Anna besuchte sie fleißig; das Kind war ihr räthselhaft; sie hatte etwas so Freundliches und Liebliches an sich, daß man sie gern haben mußte; sie war eine Waise, Vater und Mutter waren die Gründer des Geschäftes und Besitzer des Wagens gewesen; nach deren Tode, auf den sich Arabella nicht mehr besinnen konnte, hatte der jetzige Herr das Geschäft übernommen, und weil die kleine Arabella sehr gelenkig und geschickt war, theils wohl auch, weil man ihr sonst hätte herauszahlen müssen, hatte man sie behalten. War es Erbtheil von ihren Eltern, war es die Gewohnheit von Kind auf; Arabella war völlig zufrieden mit ihrem

fahrenden Leben und sehnte den Tag herbei, wo der Wagen kommen und sie wieder mit fort nehmen würde. Diese ihre Wünsche wurden aber nicht so bald erfüllt; mit dem Wagen zugleich erschien ihr Vormund, ein Onkel ihrer verstorbenen Mutter, und verlangte vom Besitzer des Wagens, daß sein Mündel nun freigegeben werde für einige Jahre, damit sie ordentlichen Schulunterricht genießen und eingesegnet werden könnte. Der Herr wußte, daß man das von Obrigkeitswegen verlangen konnte, und da zugleich der Doktor erklärte, sie könne mit dem gebrochenen Arm noch lange nicht wieder tanzen, so meinte er, wenn es denn sein müßte, sei jetzt die gelegenste Zeit. Der Vormund selbst konnte sie in sein Haus nicht aufnehmen, der Wirth wollte das pflegebedürftige Kind nicht im Hause behalten, — da bat Anna so lange, bis die Großmutter sich entschloß, dasselbe für ein kleines Kostgeld zu behalten; ihr Bette mußte ihr der Herr der Bude lassen. Niemand war froher wie Anna, als der Zugvogel seine Wohnung in ihrem Dachstübchen aufschlug, und als Arabella mit Thränen in den Augen dem abfahrenden Wagen nachsah, legte sie ihren Arm warm und innig um dieselbe und sagte: „Warte nur, wenn du erst meine Großmutter ordentlich kennst, dann wird es dir schon gefallen.

2. Kapitel.

Das Seiltänzerkind.

Vorläufig kam das Wohlgefallen nicht gleich. Die schöne, gleichmäßig warme Wohnstube, das regelmäßige Essen, die freundliche Pflege that wohl der Waise gut, aber am Bette der Frau Sander stand der Todesengel und legte immer sichtbarer seine Hand auf ihre bleiche Stirn; und wo es so steht, da spürt jeder im Hause seine unsichtbare Nähe, es wird leise gegangen und leise gesprochen, und tiefer Ernst liegt auf allen Gesichtern; sogar Ludwigs Angesicht zeigte einen Schatten, der nie ganz wich; das drückte Arabella schwer; sie hätte zuweilen weglaufen und hinausschreien mögen und war nur froh, als endlich der Tag kam, wo ihr der Arzt erlaubte, die Schule zu besuchen. Der Lehrer wunderte sich, sie durchaus nicht ganz unwissend zu finden; sie hatte stets, wo die Truppe länger Rast machte, die Schule besucht, und sie war sehr begabt von Natur. Sogar der Herr Pastor fand, daß sie die zehn Gebote und manche Lieder und Sprüche konnte; die blaße Frau des „Schauspieldirektors", wie er sich nannte,

tröstete sich daran in stillen Stunden und hatte sich bemüht, sie ihr zu lehren. Auch die Großmutter that in herzlicher Christenliebe die Schätze ihres frommen Herzens dem fremden Kinde auf und repetirte mit ihr wie mit Ludwig die Arbeiten für die Schule; Arabella leistete alles, was man von ihr verlangte, aber die Großmutter sagte: „Mich friert dabei; sie weiß alles, aber in das Herz geht es nicht! Sie konnte mitten im ernstesten Spruch oder Liede plötzlich auflachen oder hinauslaufen; der immer schwächer werdenden Kranken den kleinsten Dienst zu leisten, dazu war sie nicht zu bewegen; wenn sie es irgend machen konnte, saß sie mit Ludwig in dem Küchenwinkel und erzählte ihm Wunderdinge aus ihrem Wanderleben. —

Als Frau Sander heimgegangen war an einem Abend spät, sagte Anna: „Gehe du hinauf, schlafen, Arabella, ich bleibe bei Großmütterchen unten, wir beschicken erst noch die Mutter! Da war sie nicht zu bewegen, allein hinauf zu gehen; Anna mußte sie begleiten und ins Bette bringen, und sie schauerte immer wieder zusammen: „Ach, eine Leiche im Hause — das ist so schauerlich!“ „Aber Arabella!“ sagte Anna: „das ist doch nur feierlich. Mein armes Mütterchen ist zu Gott gegangen, und so friedlich, während

die Großmutter ein Vater Unser an ihrem Bette sprach; das ist nun nur ihr irdisches Kleid, das sie hier abgelegt hat, bis es ihr der Herr am jüngsten Tage verklärt und herrlich wieder anzieht! da ist doch nichts zu fürchten!“ Es half aber nichts; sie war wie vor Furcht und Entsetzen umgetrieben, so lange die Leiche über der Erde war.

Gar so gern hätte sie Anna auf ihren Botengängen begleitet, aber sie durfte die Schule ja nicht versäumen, und Anna sorgte sich auch nicht vergebens, sie könnte wohl dies oder jenes Thörichte angeben, was ihren Kunden nicht gefiele. Auch wollte sich die Großmutter gerne in den Freistunden bemühen, sie stricken und nähen zu lehren; ach, das war das trostloseste Bemühen von allem; dafür hatte das wilde Ding weder Neigung noch Geschicklichkeit. Der alte Lehrer und die Großmutter seufzten um die Wette: „Herr Gott, thu mir ein Thürlein auf zu diesem jungen Herzen!“ Die Adventszeit war still vorbeigegangen; die Großmutter war angegriffen von der Pflege ihrer Tochter, Anna noch traurig in Sehnsucht nach der Mutter. Am Sonntag vor Weihnachten saßen sie zusammen; es war dämmrig in der Stube, die kleine Lampe war noch nicht angebrannt, nur aus dem Ofen leuchtete die Gluth, und ein paar Aepfel sangen in der Röhre.

„Großmutter, heute erzähle," bat Ludwig; „das Mütterchen ist nun schon lange begraben; da darfst du gewiß?" „freilich, sagte die Großmutter, es hätte es mir schon lange niemand gewehrt, aber mein altes Herz war matt. Was soll ich denn erzählen." „Ach, Großmutter, Weihnachtsgeschichten!" Und die Großmutter fing an von Zacharias und Elisabeth, und wie Maria über das Gebirge ging, und der kleine Johannes geboren wurde, und erzählte von der Schatzung des Kaisers Augustus und den Hirten auf dem Felde, und dem Kindlein in der Krippe und den singenden Engeln und den Königen, die den Stern sahen, und sie erzählte es fast ganz mit den Worten der heiligen Schrift, wie es in der Schule ja auch gelesen war; aber wie die Großmutter erzählte, so war es doch anders; es klang so heilig und so feierlich und doch so freudig, als sähe sie alles mit ihren inwendigen Augen, das fühlten die Zuhörer auch, sie sahen Judäas Gebirge und die heilige Nacht und den Stern oben über, und hörten den Engel sagen: Siehe, ich verkündige euch große Freude! Im Ofeneckchen, wo Arabella auf der Holzkiste zu sitzen pflegte, regte es sich; leise, leise Fußtritte kamen näher, eine feine Gestalt kniete vor der Großmutter nieder, und ein paar zarte Hände falteten sich

auf ihrem Schooße. Als diese jetzt schwieg, klang es durch das Stübchen, man wußte nicht, ob es ein Jubelton oder ein Seufzer war. Anna und Ludwig fingen an zu singen: Stille Nacht, heilige Nacht; und: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit, Welt war verloren, Christ ist geboren, freue dich, freue dich, o Christenheit; bei der Wiederholung stimmte Arabellas glockenreine Stimme mit ein; es war, als schwebte sie in ihrer Klarheit und Süßigkeit über den andern beiden wie ein Vogel. Freue dich, freue dich, o Christenheit! sang sie noch einmal nach für sich alleine. Als Anna jetzt die Lampe anzündete, sahen sie, daß das Kind Thränen in den Augen hatte, und als die Großmutter versuchte, sie leise an sich zu ziehen, schlang sie beide Arme um ihren Hals: „das war schön!“ flüsterte sie. — „Wir müssen dieses Jahr ein hübsches Tannenbäumchen haben,“ sagte die Großmutter, als Anna sich am andern Tage auf den Weg nach der Stadt machte; „das Bäumchen hat mir der Förster versprochen, — der hält das auch gewiß, aber du mußt ein paar Engel mitbringen und Sterne und Lichte und Rauschgold; hier hast du Geld, das fremde Kind soll es schön haben, damit es bei uns warm wird. Anna nickte mit leuchtenden Augen, sie verstand die Meinung der Großmutter.

Sie selbst hatte schon lange gespart; Arabellas Anzug war ihr immer so helle und flattrig erschienen; sie hatte ihr ein warmes dunkles Halstuch schenken wollen. Jetzt sagte sie vor sich hin: „die Großmutter hat recht — hübsch muß es schon sein — und vielleicht kriege ich noch ein Bildchen für das Geld, einen Weihnachtsengel oder die Jungfrau Maria mit dem Kinde!“ Ja, es wurde ein schönes Fest! In der Lichterkirche war Arabella glückselig und wollte gar nicht nach Hause, und Weihnachtslieder hätte sie am liebsten den ganzen Tag gesungen; um das schön geputzte Bäumchen aber tanzte und sprang sie wie ein Elfchen, immer abwechselnd der Großmutter und der Anna um den Hals. „Wie sie so niedlich ist, wenn sie sich freut,“ sagte Anna zur Großmutter; „ich freue mich doch auch ganz rechtschaffen, aber so sieht mirs kein Mensch an!“ „Ach ja, sagte die Großmutter lachend, wer dich lieb hat, sieht es dir doch an, nur daß du eben nicht solche Sprünge machst; hast eben das Leben schon von der ernsten Seite gesehen.“

Weihnachten blieb es nun nicht, und als die Stunden mit dem Lernen wieder begannen, da kam manchmal wieder die alte Gleichgiltigkeit und der alte Leichtsinn zu Tage; aber die Großmutter wußte nun, wo sie anzufassen hatte. Wenn

der Abend kam, so forschte sie leise nach, was heute in der Schule dagewesen war; fast immer fiel ihr dann aus ihrem reichen Schatze eine Geschichte ein, die geeignet war den Kindern das Gelernte nahe zu bringen, oder ein schönes Lied mit einer sangbaren Melodie; dann saßen sie beide dabei, Ludwig und Arabella, und faßten mit vollem, warmem Herzen, was sie ihnen bot, und sie brauchte gar nicht zu rufen, sobald die Dämmerung kam, fanden sich ganz von selbst ihre Zuhörer ein.

Ostern sollte Ludwig eingesegnet werden; die Großmutter sah mit Bangen aber auch mit Hoffnung der schönen Zeit entgegen, und heiße Gebete stiegen für dieses ihr warmherziges aber leichtsinniges Sorgenkind zu Gott empor. „Ludwig, was willst du werden?“ so hatte sie schon seit Jahren oftmals gefragt, und die Antworten hatten gewechselt nach den Eindrücken, die von außen an den Jungen herankamen. Jetzt war nun die höchste Zeit zur Entscheidung. Der Vormund der Kinder, ein Onkel ihres verstorbenen Vaters kam eines Winterabends und wollte bestimmte Verabredung treffen. Er hätte ihn gern in seine Werkstatt als Tischlerlehrling genommen: „aber ich will dich nicht überreden, damit du mir dann nicht Vorwürfe machst; nur bestimmte Antwort, daß ich

für einen achtbaren Meister sorgen kann; nun was willst du werden?" „Seiltänzer oder Schauspieler" sagte der Junge ernsthaft. Die Großmutter und der Vormund schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen; der Vormund war sehr ärgerlich; „das sind reine Dummheiten, Junge, und daraus wird nichts, das sage ich dir; ich könnte das ja vor Gott nicht verantworten und vor deinen verstorbenen Eltern, wenn ich dich ließe unter das fahrende Volk gehen; da stieße ich dich ja gerade hinein in Sünde und Unordnung! Da stand wie aus dem Boden gewachsen mit dunkelrothen Backen, blitzenden Augen und geballten Händchen Arabella neben ihm. „Was? sind denn die Fahrenden schlechter wie andere Leute? Unser Herr, ja der war wohl ein wenig roh, aber seine Frau, das ist ein halber Engel, und Alfons ist ein so guter Junge, und der alte Hans, der jetzt immer den Hanswurst vorstellt, der hats mir wohl erzählt, was meine Eltern für gute Leute gewesen sind; damals ist der Wagen viel schöner und feiner gewesen, und die Gesellschaft größer, und sie haben in Merseburg und Magdeburg Vorstellungen gegeben!" Ludwigs Vormund hörte staunend dem Redeschwall zu. „Na, sei nur ruhig Kind, ich sage nichts auf deine Eltern, Gott habe sie selig, du verstehst das nicht besser; aber der Junge, der soll

mir was Nützliches lernen!" „O Herr! ist das nichts Nützliches, wenn man lebt, um den Leuten Vergnügen zu machen." „Jetzt schweigst du, meine Tochter," sagte der Vormund in sehr ernsthaftem Tone. „Nun, Ludwig, hast du dich indessen besonnen?" Ludwig wollte noch Einwendungen machen, aber der Rohrstock in des Vormunds Hand saß locker, und dessen unliebsame Bekanntschaft hatte er schon mehr als einmal gemacht; und dennoch hätte auch dies Schreckmittel vielleicht nicht gleich geholfen, wenn er nicht auf der Großmutter bleiches, thränenüberströmtes Gesicht gesehen und ihren leisen Seufzer gehört hätte: „O Gott, erbarme dich über mich und das Kind." „Na, wenn das nicht sein soll, da will ich denn Maler werden!" Der Großmutter war das auch nicht ganz recht; aber der Vormund beruhigte sie. „Maler, Stubenmaler natürlich! dazu kann Rath werden; mein Vetter in W. sucht einen Lehrling; das ist ein ordentliches Haus; er versteht seine Sache und hat gute Arbeit." „Vormund, kann ich nicht nach Berlin?" „Jetzt nicht, mein Junge. Später, wenn du älter geworden bist; und gezeigt hast, daß du im Stande bist, dich ordentlich zu halten, dann kannst du auch einmal nach Berlin gehen; jetzt mußt du noch ein Weilchen unter eine feste Hand, und mir und der Großmutter in der Nähe bleiben.

Es kamen nun die feierlichen Tage des Examens und der Einsegnung, und die Großmutter und Anna waren in ihren Herzen ganz froh, daß Ludwig so bewegt erschien, und alles solchen Eindruck auf ihn machte. Die Trennung von Großmutter, Schwester und Arabella wurde ihm sichtlich recht schwer, und er mußte den Kopf weg drehen, als er mit seinem Köfferchen auf des Vormunds kleinen Wagen stieg, damit die Zurückbleibenden seine Thränen nicht sahen. Diese waren still und traurig den ganzen Abend; die Großmutter holte ihre große Bilderbibel und las die Geschichte von der Reise des jungen Tobias und betete, Gott möge ihrem lieben Jungen auch seine heiligen Engel zu Begleitern geben und ihn unversehrt von Satans List und Tücke einst heimbringen zu seinen Eltern in sein ewiges Vaterhaus. Wie stille war es bei den Zurückbleibenden geworden! es kam ihnen vor, als sei das Haus auf einmal ausgestorben, da man die fröhliche Stimme nicht mehr vernahm, die leuchtenden Augen nicht mehr sah; auch Arabella ging in der ersten Zeit ganz stumm und verschüchtert umher.

3. Kapitel.

In der Lehre.

Wie war eigentlich Ludwig darauf gekommen, Maler zu werden? Das ging ganz natürlich zu; etwa eine Viertelstunde oberhalb des Dörfchens, gar lieblich am Saume des Waldes zwischen Wiesen lag das neugebaute Schlößchen des reichen Banquier Rosenheim; dies Schlößchen, geschmackvoll schon von außen, in einem Styl aufgeführt, der die Mitte hielt zwischen Renaissance und Roccoco, erschien den Dorfkindern, die noch nichts Aehnliches gesehen hatten, wie ein Zauberpalast; so oft sie konnten, schwärmten sie dort herum, und da es noch nicht bezogen war, sondern von innen erst fertig gestellt werden sollte, durften sie gelegentlich wohl auch hinein sehen und die Arbeiter beobachten. Da war nun für Ludwig und Arabella nichts anziehender als die bunten Bilder an den Wänden. Beim Herrn Pastor, da waren ja Tapeten und über der Tapete eine bunte Kante, und in der Schulstube war oben an der hellgrauen Wand ein doppelter, schöner blauer Strich, aber hier, da war ja die ganze Decke bunt, mit Blumenstücken und kleiner Genien mit Flügeln; das mußte doch

herrlich sein, so etwas zu schaffen. Ordentlich mit Ehrfurcht betrachtete Ludwig den hübschen jungen Maler, der oben im Saale arbeitete. Die blonden Locken umrahmten in reicher Fülle sein schönes junges Gesicht, der Schnurrbart saß ihm so keck über den Lippen und der Spitzbart am Kinn; das schwarze Sammetbarett schwebte ihm schief auf dem Kopfe, und das kurze Sammetröckchen stand gar schön zu seinem hellen Haar; dazu ruhte sein Blick oft freundlich auf den beiden Kindern, wenn er kam oder fortging, und als Arabella schüchtern fragte, ob sie nicht ein einzigesmal ihm bei der Arbeit zusehen dürften, hatte er nichts dagegen einzuwenden. Ach, war das herrlich! da waren Bäume und Büsche, alles so natürlich, als ob es lebte, und ein Wasserfall, man sah ordentlich die Tröpfchen fliegen, und jetzt malte er am Haar einer wahren, wahrhaftigen Nixe. Die Kinder hielten ordentlich den Athem an; aber sie kamen ihm immer näher. Ludwig stand ganz mit offenem Munde. „Kann man — kann man das lernen?“ „Ei, wenn man Talent dazu hat?“ „Wie weiß man denn, ob man Talent dazu hat?“ „Ei, man muß die Augen weit aufthun, und dann nimmt man den Stift und schreibt hin, was man gesehen hat, und wenn das dann die Leute gleich erkennen, — da hat man Talent.“ Dies ging nun unserem

Ludwig sehr glatt ein. Einen großen Zimmermannsbleistift hatte er sich bald erbettelt, und die weiße Hauswand und Stall- und Stubenthüren, die wußten bald von seinen Künsten zu sagen; nur eine Trübung war dabei, — mit dem Erkennen, — das war solche Sache. „Arabella, was ist das?" Sie studirte lange: „Etwa ein Kohlkopf?" „Aber du weißt auch gar nichts; es hat doch Ohren und einen Schwanz!" „Ach ja, da ist es gewiß der alte Kater!" „Aber Arabella, der hat doch nicht so lange Haare!" „Na, denn weiß ich nicht, wers sein soll!" „Du bist auch heute zu dumm, das ist doch ganz genau Phylax." Wenn dann Anna und Arabella lachten, wurde er fuchswild. „Es ist doch ganz deutlich, ihr wollts nur nicht sehen!" Die Großmutter verbat sich das Herumschmieren an Thüren und Wänden, aber der Maler saß fest in Ludwigs Gedanken; weniger wegen der Gebilde, als wegen des Sammetröckchens und des Schnurrbarts; denn, sagte er zu Arabella: „Der ist noch viel schöner als Alphons, wenn er auf das Seil geht!"

Der alte Meister Siedentopf in W. hatte nun weder ein Sammetröckchen noch ein Barett, sondern eine blaue Zwillichjacke über der grauen Hose, und seine „Mutter", wie er sein altes Frauchen nannte, war wohl sauber und rein vom Kopf bis

auf die Füße, war aber auch gekleidet wie sein Großmütterchen zu Hause, — da war kein Unterschied. Sie wurden freundlich empfangen, schon wegen des Vormundes, der Geschwisterkind mit dem Meister war. Über den Tisch war ein sauberes weißes Tuch gebreitet, und eine große Schüssel guter, kräftiger Suppe stand mitten darauf. Die Thüre that sich jetzt auf, herein trat ein großes, hübsches Mädchen mit lachenden Augen und rothen Backen; „das ist unsere Rosine," sagte der Meister; ihr folgte ein junger Mann im Arbeitszeug aber mit sauber gewaschenem Gesicht und Händen; „das ist der Wagner, mein Geselle, hier Wagner, sehn Sie den neuen Lehrling!" Der Wagner betrachtete den Ankömmling von oben bis unten; wie er in das blühende helle Gesicht sah, zog es über sein eigenes wie Sonnenschein. „Sollst willkommen sein, Kleiner." Ludwig kam sich gar nicht so klein vor, aber er war von feinen Gliedern, viel zarter aussehend wie Anna; er streckte und reckte sich, als wollte ers zeigen, daß er nicht mehr zu den Kindern gehöre. „Strecken hilft nichts, Sander," lachte der andere; „von Innen heizen, das hilft!" und setzte den Teller vor ihn hin, den soeben die Meistertochter herreichte. Ludwig wartete noch; zu Hause standen sie erst alle um den Tisch, und die Großmutter betete: „Aller

Augen warten auf dich!" Hier fuhr ein jeder sogleich mit dem Löffel in den Teller. „Nichts für ungut, Gevatter," fragte der Vormund; „hast du das Tischgebet abgeschafft?" Meister Siedentopf wurde ein wenig verlegen: „Ja, das ist recht schön mit dem beten; meine Frau und ich, wir haben das ja früher auch gethan; aber wenn man so viel fremde Leute halten muß; die spotten manchesmal darüber; drum haben wirs gelassen; deshalb sind wir doch dem lieben Gott von Herzen dankbar." „Ist mir leid," sagte der Vormund; „der Junge ist dran gewöhnt, und ich halte was drauf." „Nun, so kann er ja in der Stille beten, das wehrt ihm niemand." „Geht ihr denn ordentlich in die Kirche und laßt eure Leute hingehen? danach wird die Großmutter gleich fragen, wenn ich heim komme." „Meistentheils," sagte der Meister, „kann er ja gehen; nur vor Freischießen oder vor Pfingsten, wenn man allen zugleich die Häuser streichen soll, da langt die Zeit nicht, und man muß den Sonntag zu Hilfe nehmen." Dem Vormund stieg ein Seufzer auf; sobald das Vesper genossen war, mußte er wieder weg; er rief zuvor den Ludwig noch in den Grasgarten; „Ludwig, es wird nun manches hier anders als zu Hause sein, da mußt du dich dreinschicken, das hilft nichts. Aber zweierlei — das kann dir

niemand wehren, nämlich dein Morgen- und dein Abendgebet, und das Lesen in deiner kleinen Bibel, die dir die Großmutter eingepackt hat, das vergiß nicht. Du wirst den lieben Gott gebrauchen können, bist in einem ordentlichen, guten Hause; wie bei deiner Großmutter ists aber eben nicht. Halt jetzt die Ohren steif und sei brav, es wird mit der Zeit schon werden." Ludwig gab dem Vormund die Hand, und so weit es ihm der Thränen wegen möglich war, versprach er alles. Ach, es fiel ihm doch ein Stein aufs Herz, als das Wägelchen nun fortfuhr, und er war zum erstenmal allein unter Fremden. Da redete ihn Rosinens freundliche Stimme an: „Komm, Ludwig, ich will dir dein Kämmerchen zeigen, und den Schrank, wo du deine Sachen hineinthun kannst." Sie führte ihn eine Stiege hinauf in ein sauberes Kämmerchen, darin standen zwei Bettsponden; in der einen lag ein sauberes Bette, das seinige hatte er mitgebracht, und Rosine packte es aus und überzog es; sie fragte nach der Großmutter und nach seiner Schwester, und er erzählte ihr von Arabella und war nur froh, daß er einen Menschen gefunden hatte, der sich um ihn kümmerte. „Siehst du," sagte sie, „der große Birnbaum da unter deinem Fenster, der wird bald blühen, und wenn der Flieder und der schöne Jasmin im Gärtchen erst

aufgehn, da dringt der Duft herauf, und die Nachtigallen hörst du die ganze Nacht." „Wer schläft hier?" fragte er auf das Bette deutend. „Der Wagner," sagte Rosine, „da brauchst du keine Furcht zu haben, das ist ein guter Mensch; du wirst das schon sehen. Vielleicht neckt er dich manchmal, oder er sagt dir über die Arbeit kurzen Bescheid; da erschrick nicht und paß ordentlich auf, das muß er als Geselle! Komm jetzt mit herunter, ich will dir den Hof zeigen, die Ziegen und Hühner und unsere beiden blanken Schweine." Ja, das interessirte ihn sehr, und dann der Garten! der war größer und schöner als der der Großmutter Schulzen; da guckten schon die kleinen rothen Tulpen heraus und die Blätter von den Maiblumen und ein paar Primeln „sollst einmal sehen, wie schön es hier ist, wenn erst alles blüht!" Beim Abendbrot fragte der Meister: „Wie kommts denn, daß du Maler werden willst, ich meine, dein Vater ist Tischler gewesen!" Da brach es denn heraus, die Geschichte von dem Schlößchen und dem gemalten Walde und dem Wasserfall und der Nixe. „O, es ist schön, das will ich auch lernen!" Der Meister und Geselle sahen sich an und lachten: „Na zuerst kommt das nun nicht gleich!" „Ja, aber dann, und wenn ich das erst kann, da muß ich auch solchen Sammetrock und so ein Barett

haben und solchen Bart." Die beiden Männer lachten; Wagner fuhr ihm mit der Hand über das glatte Kindergesicht: „Ein bischen hats schon noch Zeit mit dem wachsen!" Die Schlafenszeit kam. Da oben auf dem Rück lag die Bibel — niemand nahm sie herab — niemand las den Abendsegen; „Gute Nacht, schlaft wohl!" hieß es, „das Licht bleibt hier, ihr findet euch schon im Dunkeln hinauf." „Geh nur immerhin," sagte Wagner, „ich komme gleich nach." Es war ein wenig Mondschein; Ludwig fand sich zurecht; er war ja bei seinem Großmutterchen stets im Dunkeln nach seiner Kammer gegangen, aber da war der Abendsegen vorher gelesen. Nun konnte er ja sein Versprechen nicht halten, und seinen Bibelabschnitt lesen, und die Großmutter dachte zu Hause an ihn und glaubte das ganz gewiß, und er konnte doch nicht und hätte heute Abend so gern ein Trostwort gehabt. Da kam der Jammer über ihn; er konnte nicht weiter, — er setzte sich auf die oberste Treppenstufe und schluchzte zum Herzbrechen. Er hatte auch gar nicht gehört, daß Rosine oben herunter kam, die die Bodenfenster geschlossen hatte. Wie aus der Erde gewachsen stand sie neben ihm. „Bst, Ludwig, wer wird so weinen! Was soll da in der Welt der Wagner denken, wenn er kommt? soll er dich auslachen?

bist du noch niemals im Dunkeln zu Bette gegangen?" „Ach, das ist es nicht, Rosine, ich bin immer im Dunkeln zu Bette gegangen; aber ich habe Großmutterchen doch so fest versprochen, daß ich nicht zu Bett gehen will, ohne ein paar Worte in der Bibel zu lesen — und nun betet ihr keinen Abendsegen und lest auch nicht, und da ist mir so schwer ums Herz, wenn ich an Großmutterchen denke; du glaubst auch nicht, wie gut sie ist!" Rosine hatte sich freundlich neben ihn gesetzt; „Beten kannst du doch im Dunkeln?" Ludwig nickte. „Nun, so gehe jetzt nur zu Bette und bete recht; ich will dir versprechen; ich will für dich thun, was ich thun kann, daß du künftig dein Kapitel in der Bibel lesen kannst!" Rosine ging hinunter, und er beinahe getröstet vollends hinauf. Als das Mädchen ins Wohnzimmer eintrat, saßen die Eltern und Wagner noch beisammen. „Na, was sagst du, Rosine, ists nicht ein hübsches Kind?" fragte die Mutter. „Ja, das ist der richtige Ausdruck," sagte sie; „ich habe eben auf der Treppe mit ihm gesprochen; er hat einen sehr großen Kummer, und aus dem möchte ich ihm helfen. Sie haben zu Hause alle Abend aus Gottes Wort gelesen, und er hat seiner Großmutter versprochen, das hier auch zu thun; wenn er aber ohne Licht hinauf muß, kann er das nicht." Der Meister

runzelte die Stirne: „Um solchen Jungen die Hausordnung ändern! das geht nicht.“ „Vater, ich dachte, wenn der Wagner verspräche, pünktlich die Lampe auszublasen, — dem könnten wir doch traun!“ Der Meister schüttelte den Kopf. „Es ist mir um beide, Vater, um die Großmutter und um ihn. Der Vormund erzählte, was sie alles schon für Kummer gehabt, und wie sie sich für die beiden Enkel geplagt hat, und dann kann ich auch den Jungen gut verstehen; denn wenn ich euch etwas versprochen hätte, und einer wollte mich hindern, das zu halten, das ließe ich mir auch nicht gefallen, und solchen Menschen könnte ich nicht leiden mein Lebelang.“ Die Alten nickten, und Wagner sah ganz strahlend in Rosinens erregtes Gesicht. „Dann werden wir wohl müssen,“ sagte der Vater: „wenn er nur kein Kopfhänger wird.“ „Das wird er nicht, so sieht er nicht aus,“ sagte Wagner, „und im Uebrigen sorge ich schon dafür.“ „Nun, wenns der Wagner zufrieden ist, denke ich, kanns geschehn!“ sagte die Mutter. Der zündete sich die kleine Lampe an und stieg hinauf; er wartete aber auf dem Flur, bis Rosine heraus kam, um am andern Ende desselben in ihr Stübchen zu gehen. „Rosinchen!“ sagte er, „du bist doch die allerbeste in der Welt!“ Er hätte ihr fürs Leben gern die Hand gereicht, aber er wußte, das

litt sie nicht so Abends im Dunkeln. So stieg er vollends die Treppe hinauf und trat in seine Kammer mit dem Gedanken: „Wie wird sich nun der Junge freuen!“ Aber diese Hoffnung ging für heute nicht mehr in Erfüllung. Der lag in seinem Bette, die Hände über der Brust gefaltet; das Mondlicht lag auf dem rosigen Angesicht; ein paar Thränen glänzten noch an den Wimpern, aber süßer Friede war über ihm ausgebreitet, er schlief ganz fest! Wagner sah ihn lange an: „Nein, den störe ich heute nicht; morgen ist auch noch ein Tag!“ Ja, morgen war auch ein Tag, und zwar Ludwigs erster Tag in der Lehre. Solche Augenblickskinder wie er, die bisher im Leben nur Sonnenschein gesehen haben, pflegen sich von jeder neuen Lage Wunderdinge zu versprechen; als Wagner ihn um fünf Uhr weckte, dehnte er sich zwar noch einmal im Bette, und es dauerte ein Weilchen, bevor er sich besinnen konnte, wo er war; dann aber sprang er flink auf seine Füße, und obgleich er keineswegs das Wasser dabei schonte, ging doch die Toilette flink vor sich, und er war im Arbeitszeug, im ganz neuen, ehe Wagner es dachte. „Der Meister und die Meisterin schlafen jetzt noch,“ sagte dieser; „du trägst nun zuerst der Rosine Wasser und Kohlen in die Küche, fegst Hof- und Hausflur und putzest unsere Schuhe; dann wird erst

gefrühstückt.“ Das war nun auch durchaus nicht schlimm; er wußte von der Großmutter her damit guten Bescheid, aber er hätte doch am liebsten gleich Engel und Wasserfälle gemalt. Als Wagner von der Kammer ging, legte er ihm sein Bibelbuch auf den Tisch: „daß du beten und lesen kannst, so viel Zeit ist noch.“ Der Geselle sah freundlich und ernst dabei aus, und Ludwig gewann ordentlich Zutrauen zu ihm; aber warum las und betete er denn nicht auch? vielleicht hatte er es gethan, bevor er ihn weckte. Er schlug die Bibel auf. Die Bibel ist ein dickes Buch; bisher hatte die Großmutter immer aufgeschlagen, und die wußte immer, was für sie und die Kinder am besten zu lesen war; Ludwig wußte das nicht gleich, — aber es lag ein Zeichen drin, ein großes rothes Zeichen! da schlug er auf. Es war seiner Großmutter Lieblingspsalm: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln!“ Ludwig hatte den Psalm auch sehr gerne; er hatte im Geiste immer die grüne Aue gesehen, und den guten Hirten und das frische Wasser, aber weil die Großmutter ihn an der Hand gehalten, behütet und geleitet hatte, so wars ihm noch niemals deutlich geworden, wie nöthig er den guten Hirten hatte, und daß er das Schäflein war, das von ihm behütet und geweidet werden sollte; heute fühlte er sich zum

erstenmal als so ein verlassenes Schäflein, und es war ihm ein Trost, daß der Hirte bei ihm war; er las recht mit seinem ganzen Herzen, dann sagte er, wie ers von der Großmutter gelernt, sein Morgengebet:

Ich danke dir mit Herz und Mund,
Mein Gott, in dieser Morgenstund
Für alle Güte, Treu und Gnad,
Die meine Seel empfangen hat;
Und bitt, daß deine Gnadenhand
Bleib über mir heut ausgespannt;
Mein Amt, Gut, Ehr, Freund, Leib und Seel
In deinen Schutz ich dir befehl.

bis zu dem letzten Verse hin:

Ein selig Ende mir bescheer,
Am jüngsten Tag erweck mich, Herr,
Daß ich dich schaue ewiglich,
Amen, Amen! erhöre mich!

Dann packte er die Bibel fort und sprang fröhlich hinunter. In der Küche praßelte schon das Feuer, Rosine stand am Herd; sie hatte schon die Ziege gemolken. Sie bot ihm freundlich die Hand, zeigte ihm, welche Geräthe er benutzen sollte: „Und nun mußt du rasch eins nach dem andern thun; sonst wirst du nicht fertig; einhalb Sieben kommen Vater und Mutter zum Frühstück, und um Sieben geht es hinüber zum Kaufmann Mangold, da soll geweißt und gemalt werden! Ei, darauf

freute er sich. Daß Rosine für anstreichen und malen dasselbe Wort gebrauchte, das wußte er nicht. Draußen im Garten hörte er den Wagner ein lustiges Volkslied pfeifen, und als er beim Schuhe putzen war, sah er ihn im Garten harken und Samen einstreuen. Ja, sagte Rosine, der Garten, das ist sein Liebstes, den macht er ganz alleine. Ludwig wäre nun so gar gerne auch hinausgelaufen, aber Rosine sah ihm ganz fest auf die Finger, und sie hatte ja recht, er war knapp mit all seinen Obliegenheiten fertig, bis zum Frühstück gerufen wurde. Die Frau Meisterin grüßte ihn freundlich und lobte seinen derben Arbeitsanzug, dessen Einschlag sein Großmütterchen selbst gesponnen hatte, der Meister gab kurz und bestimmt seine Befehle an Wagner. „Ich muß erst noch Rechnungen ausziehen und hinüber auf den Fabrikbau, um mit dem Baumeister Contract zu machen; Ihr könnt zuerst im oberen Zimmer die Tapete herunter reißen, so viel es nöthig ist, und die Decke abkratzen und waschen. Ja, das war ganz zweckmäßig, aber eine sehr feenhafte Beschäftigung war es nicht; die alte Tapete saß locker an einer nicht mehr glatten Wand; sie mußte fast ganz herunter, dicke Staubwolken hüllten die Arbeitenden ein, daß sie beinahe erstickten; die schwarze Seife, mit welcher die Decke abgeseift

werden sollte, roch durchaus nicht nach Veilchen und Rosen, und als dies Ungemach vorbei war, und sie sich beide am Hof und Brunnen gereinigt und ausgeklopft, da bekam Ludwig eine große Scheere und die Tapetenrollen und mußte abschneiden, ach, so accurat! Wenn ein bischen drüber oder drunter geschnitten war, da schalt der Geselle. So durfte er nicht ein einziges mal von seiner Arbeit aufsehen, und das war er in seinem Leben nicht gewohnt gewesen; es wurde ihm blutsauer. Um neun Uhr wurde gefrühstückt; Rosine hatte dem Lehrling am Morgen schon das Butterbrot und eine Flasche Hausbier mitgegeben; sie saßen auf den Treppenstufen, weil es da am reinlichsten war. „Wie thuts?“ fragte Wagner. „Wagner,“ antwortete Ludwig: „Wann malen wir denn Engel und Wald und einen Wasserfall?“ Wagner lachte: „Ja, die malen wir niemals, Ludwig!“ „Ja, aber deshalb wollte ich es ja lernen!“ „Siehst du, Junge! das ist nun zweierlei, wir streichen an, wie es kommt, mit Oelfarbe oder Wasserfarbe, und tapezieren, und dazu braucht man auch Geschmack und muß sehr accurat sein, denn es ist ein großer Unterschied, wie solche frisch gemalte und tapezierte Stube aussieht, ob nett und freundlich oder bunt und lodderig. Aber, was du da gesehen hast in dem kleinen Schloß, das ist kein Stubenmaler

gewesen, sondern ein Kunstmaler. Die müssen sehr viel Talent haben und müssen sehr viel Geld anwenden, um alles zu lernen, was dazu gehört, müssen auf die Academie gehen, jahrelang; das ist nicht für dich, mein Junge!" „Wenn ich nun aber Talent habe!" „Dann hättest du immer noch nicht die Mittel, und Talent hast du nicht viel, wie ich glaube!" Ludwig wurde roth: „Das können Sie doch heute noch nicht wissen, Wagner?" „Ja, weißt du; ich sah es vorhin an den beiden Strichen, die du unter dem Fenster mit dem Lineale ziehen solltest; die stimmen nicht und laufen gegen einander; wenn du von Natur ein Maler wärst, so hättest du das gesehen!" Also keine Engel! Ludwig war sehr niedergeschlagen; in diesem Augenblick war ihm die ganze Petersilie verhagelt. Wagner sah es: Nur ruhig, mein Sohn! Unser Handwerk hat auch sein Schönes. Es giebt ein viel gewisseres Brot als das malen der Künstler, und man kann mit Fleiß und Ausdauer lernen, es gut zu machen, wenn man auch kein großes Talent hat, aber genau und fleißig muß man sein. Zeichnen mußt du auch dazu lernen; die Anfangsgründe bringe ich dir schon bei, und dann spreche ich mit Herrn Doctor Neuhaus; der nimmt dich in die Lehrlingsschule, — die ist immer Dienstag Abends im Gemeindehaus. Nur aufgepaßt und

die Gedanken bei der Sache, dann wird es schon!“ Ganz getröstet war nun freilich der Junge nicht. „Ist es nichts mit den Engeln, so ist es auch nichts mit dem Sammetrock und Baret,“ dachte er; er hatte Wagners Sonntagsrock im Schranke hängen sehn; das war ein ganz sauberer, dunkelbrauner Rock, wie die Meister und Gesellen alle trugen, und gar nichts besonders dran. Die Rosenwolken lösten sich auf, die über seinem neuen Stande geschwebt hatten. Und doch hatte er es besser als viele andere; er war bei ordentlichen, gewissenhaften Leuten; der Geselle war ein treuer, geduldiger Mensch, der ihn lieb hatte, und wenn auch das Leben im Hause mit seinen Wurzeln nicht so tief hinabreichte in die Lebensquellen des Wortes Gottes, — losgerissen von Gott hatte sich weder des Meisters Familie, noch Wagner. Sie gingen abwechselnd regelmäßig zur Kirche, respectirten, was der Herr Pastor predigte, und, wie sie es dem Vormund versprochen hatten, so bemühten sie sich alle, das anvertraute Kind auf dem gewohnten Wege zu erhalten. Als der Herr Pastor die confirmirten Knaben vor den Altar bestellte, erinnerte Wagner daran: Ludwig, heute Nachmittag mußt du mit vor! und er selbst zog seinen Kirchenrock an, und halb hinter dem Pfeiler verborgen freute er sich, wie munter und richtig

sein Zögling antworten konnte. So stand ja eigentlich alles zum Besten und wäre wohl geblieben, wenn nicht die Vogelschaar in der Welt so groß wäre, die nur darauf lauert, das Wort Gottes hinwegzupicken vom Herzensacker, wo sie seiner gewahr wird.

Im Sommer war Ludwig kaum mit andern zusammen gekommen; da lockte der Garten und der nahegelegene Wald; sie wanderten oft alle zusammen dorthin; Rosine trug das Vesperbrot im Körbchen, bis es ihr auf Wagners Wink Ludwig abnahm. Es war da dicht am Walde ein Plätzchen zum Kaffeekochen, dahin kam auch Siedentopfs älteste Tochter, die war an einen Müller verheirathet und hatte ein Töchterchen von sieben und einen Jungen von fünf Jahren. Wenn der Kaffee getrunken war, und die Alten sich von den Zeitläuften und der Politik unterhielten, gingen Wagner und Rosine am Rain auf und ab; Ludwig erfuhr bald, daß dies ein Brautpaar war, und daß der Meister ihm das Geschäft in einigen Jahren übergeben wollte, wenn er sich zuvor in einer großen Stadt noch weiter ausgebildet haben würde. Ludwig sprang dann gern mit den Kindern im Walde umher; sie suchten Beeren und Blumen, haschten sich, sangen und sprangen, ganz wie es Ludwig und Arabella zu Hause bei der Großmutter

gethan hatten. Nun aber kam der Herbst: „Nun müssen wir unsere freie Zeit besser wahrnehmen," sagte Wagner. Ich melde dich nun in der Lehrlingsschule, — da wird Zeichnen und Rechnen tüchtig getrieben, und Sonntag Nachmittags — da mußt du allerlei Gutes lesen: aus der Weltgeschichte und Geographie und Fachschriften! Wagner selbst that das trotz seiner Braut mit großem, ernsten Eifer. Hier war er zum erstenmale recht unzufrieden mit Ludwig. Lesen wollte er ja gerne, aber nur, was er: „etwas Hübsches" nannte: Märchen, Abenteuer, Seeromane, — da war er ganz und gar dabei. Aber wirklich Geschehenes — von Kriegen und Schlachten und Herrschern, und ein Blättchen dabei haben wie Wagner und sich allerlei ausschreiben, um es sich fest einzuprägen, — nein, das war seine Sache nicht. „Ludwig," sagte Wagner: „schäme dich! ein ordentlichen Meister muß Bildung haben; sonst bleibt er liegen, und die Gesellen und seine Nachbarn sehn über ihn fort! Aber so weit dachte Ludwig noch nicht: Meister werden, — das lag ja noch weit in der Ferne! In der Lehrlingsschule waren tüchtige Lehrer; er hätte viel Vortheil davon haben können; im Anfang war man erfreut über sein aufgewecktes Wesen und seine leichte Auffassung; aber ohne Anstrengung geht es in keinem Fache

vorwärts, und Ludwig ermüdete schnell, wenn er einmal einen Anlauf genommen hatte. „Es ist schade!“ sagte Doctor Neuhaus: Der Junge ist nett und geweckt, aber recht zerstreut und hat keine Ausdauer. Zum Unglück saßen neben ihm ein paar ältere, lose Vögel; deren Gesang klang ihm lieblicher, als was der Lehrer sagte: „Wo wolltest du denn gestern Nachmittag hin? — du standest wohl Gevatter!“ „Wir hatten Kinderlehre!“ sagte Ludwig. „Kinderlehre?“ du bist doch kein Kind mehr! Damit sollte mir einer kommen! Den Sonntag Nachmittag, da gehört man zu seines Gleichen! Wo hast du denn immer gesteckt bis dahin? Im Walde, — so? an der Meisterin ihrer Schürze? ist nett für einen erwachsenen Menschen! Bei den Büchern! Na mich sollte mein Geselle! Davon muß man sich frei machen. Geh nächsten Sonntag mit uns in die Gartenwirthschaft vor dem Thore.“ Nun hatte das einen argen Haken. Die Großmutter und Anna brachten es mit Fleiß und Sparsamkeit fertig, Lehrgeld für ihn zu zahlen, so daß er nur drei Jahre lernen mußte; aber ein Taschengeld für ihn warf es nicht ab; er bekam freilich von den Herrschaften, wo er arbeitete, hin und wieder ein Biergeld. Das hatte er aber auf Wagners Rath diesem bis jetzt immer zum aufbewahren gegeben, und zwar zu seinem Besten;

Bücher, Stifte, Zeichenpapier waren davon geschafft, und: „ganz leer darf die Kasse niemals werden!“ hatte der Geselle gesagt; „du mußt jetzt eintheilen lernen, sonst geht es dir schlimm, wenn du einmal Geselle bist!“ Eine kurze Zeit widerstand er den Lockvögeln, aber dann erlahmte seine Kraft. „Ludwig, du vergißt ja dein Gesangbuch!“ erinnerte Wagner, „heute Nachmittag mußt du ja vor!“ „Ich weiß nicht, wer mich zwingen will; ein Kind bin ich nicht mehr; ich will mich von den andern Jungen nicht necken lassen, — da verliert man ja alle Achtung!“ „So, Ludwig,“ sagte Wagner. „Wenn du all ihren Dummheiten nachgiebst, denkst du da, daß sie dich achten? Junge, glaube mir, wenn man sich von jedem Winde bewegen läßt wie ein schwankendes Rohr, da wird man selbst unglücklich und andern zum Spott; wenn man aber weiß, was man will, und unbeirrt seinen Weg geht, da ist es möglich, daß sie lachen und spotten, aber nur ein oder zwei mal; dann hat man ihre Achtung, und sie lassen einen gehen. „Na Wagner,“ sagte Ludwig, Sie gehören doch auch nicht zu den Frommen!“ Ein sehr tiefes Roth flog über Wagners Gesicht: „du hast recht, ich könnte frömmer sein, aber davor bewahre mich Gott, über Heilges zu spotten.“ Weicher setzte er hinzu: „Ludwig, denk an deine Großmutter!“

Eine kleine Weile half das noch, aber nicht lange!

Wagnern aber war das Wort sehr ins Gewissen gefahren: „Sie gehören doch auch nicht zu den Frommen! Er war aufrichtig gegen sich und andere, und den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen!“ Den ganzen Sonntag Nachmittag sah es ihm Rosine an, daß er nicht war wie sonst, und endlich, als er sie von ihrer Schwester abholte, fragte sie ihn: „Karl was hast du? hast du eine schlimme Nachricht bekommen?“ „Woher soll ich eine schlimme Nachricht bekommen, Rosine: Habe ich doch niemand mehr auf der Welt als euch?“ „Und doch ists etwas, ich sehe es dir an.“ Wagner erzählte es ihr. „Siehst du, das kann ich nun nicht wieder aus dem Sinne bringen; das ist doch klar, entweder man braucht überhaupt das Beten und Kirchengehen nicht, und zu denen gehöre ich nicht, die das meinen; da müßte ich meine selige Mutter vergessen haben, und wie sie so fromm war und so selig starb; oder wir Erwachsenen dürften nicht so sparsam und heimlich damit thun; was in der Welt soll so ein Kind denken! Wenn dein Vater Früh und Abends die Bibel hernähme, und wir läsen zusammen ein Kapitel und den Abendsegen, das wäre besser; kannst du nicht einmal darum

bitten?" „Ja Karl, das wäre wohl schön, aber das darf ich nicht, da ist er niemals dazu zu bringen; ich weiß, daß er auf Religion hält und daß er betet; aber merken darfs bei Leibe niemand, sonst denkt er gleich, er wird für einen Pharisäer oder Heuchler gehalten. Siehst du, er ist doch mein Vater, nein, das unterstehe ich mir nicht; ich darf nicht klüger sein wollen wie er; wenn wir einmal ein Haus haben, da wollen wirs thun; nicht wahr, Karl?" „Ja wohl Rosine, dabei soll es bleiben."

4. Kapitel.

Die losen Lockvögel.

Nach einer kleinen Zeit merkte Wagner, daß ihm Ludwig viel weniger Trinkgeld ablieferte als früher. Der Junge war zerstreut bei der Arbeit, sah blaß aus und gab kurze, unfreundliche Antworten. „Ludwig, wo bleibt dein Geld?" Ludwig brummte: „da werde ich doch wohl damit machen können, was ich will!" „O ja," sagte Karl, „ich denke, es hat dir doch recht schön gefallen, daß du immer etwas hattest, wenns nöthig war, und jetzt, bei Meister Lorenz neuem

Hause da hast du sicher mehr bekommen als sonst." „Ich sage Ihnen, Wagner, ich bin aus der Wickel heraus, ich leide alleweile keine Kindermuhme mehr!" Der nächste Sonntag war ein gar freundlicher Februartag; der Wind strich so frisch und lustig übers Feld, daß man schon an Frühling denken konnte. Der Schnee war fort, die Wege fingen an trocken zu werden. „Karl," sagte Rosine: „wir könnten heute Nachmittag einmal zur Tante nach Mosheim gehen; kannst auch mitkommen," sagte sie freundlich zu Ludwig, „es ist ein gar hübscher Weg, und die Tante freut sich, wenn du dabei bist." „Bin schon versagt," sagte er kurz, „und die Freude würde eben nicht groß sein!" Bald nach Tische gingen sie, denn, sagte Rosine, „vorm Dunkel muß ich heim sein von wegen dem Vieh!" Das ließ sie nicht gern von der Mutter besorgen, weil diese so viel an Gliederschmerzen litt. Es war ein gar fröhlicher Weg; am Waldesrande hatten die Nüsse schon Blüthen und die Weiden Kätzchen, einzelne Gänseblümchen steckten schon die Köpfchen schüchtern empor, und auf den Wiesen lag es fast wie ein grüner Rain. Der Himmel war so blau, die liebe Sonne lachte von ihm herunter und lachte ihnen in die jungen Herzen hinein mit ihrem reinen Strahl; drin war der Frühling schon in vollem Glanze; ihre Zukunft

lag vor ihnen da, wie das Land der Verheißung, sie plauderten und überlegten und rechneten und machten Pläne; es war ihnen nicht um Unterhaltung bange. Die Tante freute sich auch, holte Kuchen und Kaffee zur Erquickung; die ganze Familie und die ganze Wirthschaft wurde durchgesprochen rechts herum und links herum, und tausend Grüße auf den Weg gegeben; dann stand die Alte und sah dem hübschen, fröhlichen Paare nach. —

„Rosine," sagte Wagner, „einen kleinen Umweg müssen wir machen, am Weidekrug vorbei." „Aber Wagner, da willst du mich doch nicht hineinführen!" „Gewiß nicht, aber ich möchte sehen, wer darin ist." Rosine verstand ihn, — sie seufzte. Schon von Weitem schallte ihnen Johlen und Lachen entgegen, das durchaus nicht wie Sonntag und gar nicht anmuthig klang. Vorsichtig näherte sich Wagner dem Fenster; richtig, da saß die Gesellschaft, lauter Bengel von 15 bis 16 Jahren; die Mützen auf dem Hinterkopf, die Gesichter zum Theil erhitzt, zum Theil blaß, den Bierkrug, der sicher nicht zum erstenmale gefüllt war, vor sich, die Cigarre im Munde, und schmutzige Kartenblätter in den Händen. Ludwig saß mitten dazwischen. „Ruf ihn heraus," bat Rosine. „Nein Rosine, das geht jetzt nicht, er

ist heute Abend nicht in dem Zustande, Vernunft anzunehmen, wir müssen aber künftig anders sorgen." Recht bekümmert gingen sie nach Hause. „Meister," sagte Wagner, heute Abend wird Ludwig sehr stumm nach Hause kommen." Der Meister stand auf und langte nach dem Rohrstock. „Nein Vater," sagte Wagner: „darum sagte ichs nicht, heute Abend hilft das gar nichts; ich wollte Sie bitten, lassen Sie ihn möglichst unbemerkt und schicken sie ihn zeitig in sein Bette, das ist das Beste, morgen dann, da rede ich mit ihm." „Auch gut, wenn du meinst," sagte der Meister. Ach ja, es war ein recht trauriger Anblick, als Ludwig kam; essen mochte er nicht, und als er nach der Kammer ging, polterte es auf der Treppe ein paarmal, als sollte er schneller herunterkommen, als er heraufgekommen war. Wagner ging ihm nach wegen der Lampe. „Die gebrauchst du heute Abend nicht," sagte er, ich will sie nur gleich mit herunternehmen.

In einer sehr jämmerlichen Verfassung stand der Junge am andern Morgen wieder auf. Wagner war in großer Versuchung, ihn darauf anzureden, aber wie er ihn so ansah, als er nach dem Wecken noch einmal hinauf kam, da unterließ ers. Ludwig saß auf dem Bettrande, noch ungewaschen und ungekämmt, und starrte in

das Bibelbuch, daß er auf den Knien hatte. Ruhig stellte es Wagner auf das Rück: „Ein Zauberbuch ist die Bibel nicht, daß sie hilft, wenn man nur hineinstarrrt; jetzt mach, daß du wieder verständig wirst, Rosine will dir eine Tasse starken Kaffee geben, den trinke, aber zuerst mit dem Gesicht ins kalte Wasser und das Fenster auf, daß die Morgenluft herein kann; so, das kommt davon!“ Er dachte an seinen Vorsatz und schwieg, und das war gut. Ludwig hatte seine Strafe den ganzen Tag über; alle Glieder waren ihm schwer, die Augen trübe; alles faßte er verkehrt an, stieß den Farbentopf um, bekam Schelte über Schelte. Endlich, Nachmittag wurde der Kopf klarer, und nun kam eine recht sonderbare Wehmuth über ihn; er sehnte sich nach Anna und Arabella und nach der Großmutter, und Wagner merkte einigemal, daß er Thränen abtrocknete. „Nun ists Zeit,“ dachte er. Abends ging er mit dem Jungen zusammen hinauf, nahm die Bibel von dem Rück: „Wo hast du zuletzt gelesen, Ludwig?“ „Ich weiß nicht, ich habe immer nur aufgeschlagen, wie es traf!“ „Und dann hast du das Buch in der Hand gehabt und zerstreut ein paar Verse gelesen und hast es weggelegt, ohne zu wissen, was darin stand; nicht wahr, Ludwig?“ Der schwieg. „Weißt du,“

sagte Wagner und seufzte dazu, (was er sagen wollte, wurde ihm nicht leicht; es ist wunderbar, was für den natürlichen Menschen dazu gehört, sich frei zu dem Schönsten, Reichsten, Besten, das es in der Welt giebt, zu bekennen, zu Gottes heiligem Worte.) „Weißt du, Ludwig, du hast sehr schlecht in der Bibel gelesen, und ich gar nicht, das ist beides nicht gut; was meinst du, wollen wir zusammen lesen, wie Zuhause bei der Großmutter und Anna?" Ludwig fing an zu weinen. „Wenn Sie wollen, Wagner!" „Nun, zu weinen ist dabei ganz und gar nichts; die Thränen, die kenne ich, die stammen noch aus dem Weidekrug. War es nicht ein köstliches Vergnügen, den ganzen Nachmittag zu brüllen und unfläthige Späße zu hören, und schmutzige Karten in den Händen haben, und sich besaufen, daß man kein richtiger Mensch mehr ist zwei Tage lang. Heute hast du die Kehrseite genossen; denke, wenn dich die Großmutter und Anna so gesehen hätten! Nun, jetzt nicht weinen, jetzt wollen wir lesen und den Zettel benutzen, den die Großmutter dahineingelegt hat; denn wir sind in dieser Sache einer so dumm wie der andere." „Den Zettel hat die Großmutter nicht hineingelegt, die weiß alles von alleine; den hat uns der Herr Pastor in der Kinderlehre gegeben." Oben über stand,

wahrscheinlich von der Hand des Geistlichen geschrieben:

„O mein Herr Jesu, hilf mir fein,
Daß ich nicht lese nur allein,
Nein, daß es mir zum Herzen dringt
Und hundertfältig Früchte bringt.“

Angeschrieben aber war für den Tag:

Matth. 7, 13: „Gehet ein durch die enge Pforte; denn die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammniß abführt, und ihrer sind viele, die darauf wandeln, und die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, der zum Leben führet, und wenige sind ihrer, die ihn finden.“ Wagner hielt das Bibelbuch auch eine ganze Zeit stumm auf den Knieen, nicht, weil er zerstreut gewesen wäre, wie Ludwig, sondern weil ihn die Frage ernstlich anfaßte, ob er denn wohl auf dem schmalen Wege sei. Da sich der Knabe ihm gegenüber auch nicht rührte, sagte er nach einiger Zeit: das ist ein ernstes Ding, Ludwig; nun muß jeder von uns im Stillen Gott bitten, daß er uns auf den schmalen Weg hilft, und nicht auf den, der zur Verdammniß führt; nicht wahr, mein alter Junge, das thust du heute Abend auch? denn siehst du, was man so besonders auf dem Herzen hat, das muß man dem lieben Gott alleine sagen — da kann kein anderer helfen. Dann strich er seinem

Zögling über die Stirne, löschte das Licht, legte sich nieder und suchte zu beten. Erst wollte es nicht gehen, obgleich ihm Beten keine ungewohnte Beschäftigung war; denn er hatte jeden Abend Gott für seine Obhut gedankt und jeden Morgen um seinen Schutz gebeten, aber das hatte sich immer auf sein äußeres Leben bezogen. Jetzt kam auf einmal die große, schwere Frage an ihn heran: Bist du denn auf dem Wege zur engen Pforte; folgst du denn deinem Herrn nach, du, der du dich beinahe jetzt schämtest, sein Wort in die Hände zu nehmen und laut zu lesen? Kannst du denn so, wie du jetzt bist, dem armen Jungen ein Führer sein, den doch Gott dir so sichtbar in deine Hände und auf dein Herz gelegt hat? und Gebete, die aus einer tieferen Stelle seines Herzen kamen, Seufzer mit einer Innigkeit, die er sonst nicht kannte, stiegen gen Himmel, als lange schon der sanfte Athem des Knaben ihm sagte, daß derselbe schlief. Das gemeinsame Lesen wurde Morgens und Abends fortgesetzt, und nach einiger Zeit gewann Wagner auch den Muth, das Vater Unser zu beten; es blieb beides nicht ohne Segen; jedenfalls hatte Ludwig neue Achtung und Liebe für den Gesellen bekommen und that ihm zu Gefallen, was er konnte. „Ludwig," sagte Wagner am nächsten Sonntag nach der Kirche: komm mit zu

Rector Glaubrecht; der hält Sonntags Nachmittag mit jungen Leuten deines Alters Jünglingsverein. Bekannte mußt du ja haben, mit denen du deine Erholung theilst, aber es müssen ordentliche Leute sein. Ludwig gehorchte, ein wenig langsam wohl, denn er dachte: Nun, jeden Bekannten mag ich auch nicht; wenn sie mir nicht gefallen, bleibe ich weg. Aber es gefiel ihm; Rector Glaubrecht war selbst noch ein junger, fröhlicher Mann, und die jungen Leute, die sich dort versammelten, sahen gar hell aus den Augen. Gleich am Nachmittag sammelten sich alle am Thore, das Vesperbrot in der Tasche, und nun gings hinein in den beginnenden Frühling. Unterwegs erzählte der freundliche Führer gar interessant von Menschen, die früher hier in der Gegend gelebt, von Völkern, die hier jahrelang Krieg geführt; oder er erklärte ihnen Steine und Gebirgsarten; auf einer großen Wiese wurde ein Wettlaufen angestellt, dazwischen wurden Loblieder, Volkslieder, Vaterlandslieder gesungen, und hier wußte Ludwig von der Heimath her trefflich Bescheid; sie waren alle sehr vergnügt, er an der Spitze; er kam zu rechter Zeit zum Abendbrot heim mit rothen Backen und leuchtenden Augen, und obgleich bei Siedentopfs das Abendbrot sonst meistens ziemlich still verzehrt wurde: heute Abend mußte er so viel von seinem Erlebten erzählen,

daß alle mit ihm lustig wurden. Nun war Ostern nahe; da sollte er zum erstenmale die Großmutter wieder besuchen. „Komm nur über R. mit der Eisenbahn,“ schrieb sie „bis nach M., da findest du mich und Anna, und kannst mit uns nach Hause gehen. Das war eine Freude! Ja sie standen alle da, Anna mit ihrer Botenkiepe, die Großmutter mit dem besten Handkorbe, und Arabella, sehr gewachsen, und leicht und fröhlich wie ein Schmetterling. „Junge, was bist du groß geworden, und ordentlich auch ein bischen voll und rund!“ sagte die Großmutter. „Und Großmutter, du bist ja wieder auf den Füßen.“ „Ja freilich, Gott sei Lob und Dank!“ Anna trägt heute zum letzten mal die Kiepe; ich thue das nun wieder selbst, und sie zieht nächsten Montag über acht Tage zur Frau Doctorin in Dienst; dann ists nur gut, daß ich die Arabella habe, sonst würde es ja gar so einödig sein! Es war ein gar schönes Fest; als die Großmutter mit ihrem Kleeblatt zur Kirche wanderte, und am stillen Freitag mit Ludwig und Anna zu Gottes Tische. Und an den Abenden, da ging es ans erzählen, und die Großmutter wußte prächtig zu fragen, daß nach und nach auch das Verborgene herauskam; und als sie erfuhr, was Wagner und Rosine für ihr Kind gethan, da faltete sie in heißem Dank die alten, treuen

Hände; denn sie dachte an ihr Gebet, Gott möge dem Jungen einen Begleiter senden wie dem jungen Tobias, und es schien ihr, als habe der Wagner die Rolle des Engels übernommen. Ludwig wußte nicht, warum sie in den Feiertagen gar so fleißig strickte, sie einen Strumpf und Anna einen Strumpf, beide ganz gleich von schöner, weicher Wolle. Aber als er abfuhr, da brachte sie die Strümpfe: „die sind für den Wagner, die gieb ihm, und ich lasse mich auch tausendmal bedanken, und er wird auch schon wissen, wofür?" Arabella war sehr traurig, als er fortging: Ein ganzes Jahr dauert es nun noch, daß ich in die Schule muß; und dann muß ich noch ein Jahr nähen und flicken lernen, hat der Vormund gesagt. „Bleibst du denn nicht gerne bei der Großmutter und Anna?" Manchmal bleibe ich gerne, denn die Großmutter ist sehr gut, aber nun geht Anna auch weg, und dann bleibe ich alleine. Nähen und stricken, das mag ich nicht gerne und waschen und fegen, und des Nachts träume ich immer, ich höre unsere Musik aus der Bude und tanze ganz oben in der Luft wie ein freier Vogel. Siehst du, im Herbste da waren sie drin in der Stadt; der Herr ist recht lahm, die junge Frau hat sich aber hübsch erholt, und was Don Alfonso ist, der ist jetzt der Hauptkerl von der ganzen Gesellschaft, und der Director

muß ihm einen großen Gehalt geben. Wenn ich nur erwachsen bin, dann sollst du sehen: da kömmts schon noch, wie wir wollen, dann heirathet mich Alfons, und dann sind wir Herrn vom Geschäft und geben Vorstellungen in London und Paris! „Ach Arabella," sagte Ludwig traurig, und ich dachte, du würdest immer bei uns bleiben!" „Immer? Nein, Ludwig, das habe ich wirklich niemals gedacht!"

---

5. Kapitel.

Ein neuer Erzieher und eine Reise.

Im Herbst konnte Meister Siedentopf einen neuen Gesellen mit guten Zeugnissen bekommen; da rüstete sich Wagner, nach Berlin zu gehen und sich dort noch weiter umzusehen in seinem Fache, bevor er Meister wurde. Alle mißten ihn ungern; am schwersten wurde der Abschied natürlich der Rosine. Aber auch Ludwig fürchtete sich sehr davor, ihn zu verlieren; er hatte ein Gefühl davon, daß er in Gefahr kommen könnte, wenn seine beste Stütze ihn verließ. Am Abend vorher lasen und beteten sie noch einmal zusammen, und Wagner redete ihm noch einmal ins Gewissen: Ludwig,

sagte er, ich gehe nun, und das kann auch ganz gut für dich sein; denn man bindet nur die jungen Bäume an den Stock; nachher müssen sie alleine stehen lernen; es ist besser, daß du das hier im Hause noch lernst, als dann als Geselle. Schröder, der hier einzieht, ist ein tüchtiger Mensch, weil aber niemand weiß, wie es mit seinem Christenthum steht, will dir Rosine das Kämmerchen hier gegenüber für dich allein geben. Nun vergiß nicht zu thun, was die Großmutter wollte, und geh hübsch in die Kirche, so oft es der Meister erlaubt, und halte dich zu deinen Kameraden im Jünglingsverein. Und wenn Schröder in der Arbeit dich schärfer nimmt, als ich es gethan habe, dann danke ihm dafür, — du kannst es brauchen; ich habe manchmal ein Auge zugedrückt, du solltest dich erst gewöhnen, aber du bist noch sehr faselig und unzuverlässig für dein Alter; ich sage dir das heute, damit du dich anstrengst und dich nicht wunderst, wenn das Schröder etwa auch findet! Das hörte nun Ludwig schon von Wagner nicht gerne, vor dem er doch einen großen Respect hatte. „Von dem neuen," dachte er, „da lasse ich mir nichts gefallen, das fällt mir nicht ein," und als Schröder kam, und er ihn begrüßte, da nahm er ein ganz großartiges Wesen an und warf den Kopf hintenüber, als wäre er mehr als zwei Gesellen. Schröder

war ein sehr hübscher Mensch; er hatte ein Grübchen in jeder Backe, und die Augen blitzten ihm vor Schelmerei. „Tausend, Kleiner, wie gravitätisch," rief er. „Kleiner, meine ich, brauche ich mich von Ihnen nicht mehr nennen zu lassen." „Na, dann Großer," sagte Schröder lustig. Nun wurde Ludwig ganz erbost: „Sander heiße ich, und nicht Kleiner und nicht Großer!" Lachend ging der Geselle davon. „Ludwig," sagte die Meisterin, die im Zimmer war: „ich rathe dir gut, binde mit dem nicht an; da ziehst du den kürzeren." „Herr Schröder," sagte draußen auf dem Flur Rosine: „seien Sie ein bischen gut mit Ludwig; mein Bräutigam hat ihn immer unter die Flügel genommen, es ist ein gutes Kind, aber von seiner Großmutter an Liebe gewöhnt. Schröder that, als ob er sich die Augen wischte, und sagte in weinerlichem Tone: „Fräulein Rosine, ich bin von meiner Urgroßmutter auch an Liebe gewöhnt, und ich bitte recht schön, seien Sie nur ein bischen gut mit mir!" Es klang so drollig, daß Rosine lachte, aber sie wurde sogleich wieder ernsthaft. „Nein, Schröder, da ist nichts zum lachen, es liegt uns allen viel an dem Jungen, und allzuviel kann er wohl nicht vertragen."

„Fräulein," sagte Schröder, und sah sie mit den ehrlichen, lustigen Augen so ernst wie möglich

an, „Fräulein Rosine, — das muß er lernen. Ein ordentlicher Mensch muß nicht gleich zusammenfahren, wenn ihn eine rauhe Luft anweht; ich bin auch als Lehrling gründlich gescheuert von meinen Gesellen, und mein Fell, das ist ganz geblieben, und mein Humor ist gewachsen. In der jetzigen Zeit, Fräulein, ist die Hauptsache, daß sich einer auch wehren kann; das lernt man nicht, wenn man immer mit Sammetpfötchen angefaßt wird; seien Sie nur ruhig, ich maltraitire ihn nicht.“ Ganz ruhig war Rosine nicht, und sie merkte auch bald, daß es allerlei setzte zwischen Gesellen und Lehrling. „Aber Sander, wie hältst du mal wieder die Scheere, da muß sie ja quer in die Tapete fahren; hier schneidest du und da guckst du hin; es mag nur einmal ein alter Köter bellen oder eine Katze miauen, gleich sind Augen und Gedanken draußen auf der Gasse; auf die Art wird kein Meister aus dir, das kann ich dir versichern.“ „Schnell, hole einmal die Schnur mit dem Blei, daß ich die Tapete gerade anlegen kann; ach, nun war sie eben ruhig, da stößt du sie wieder an; ich sage dir, wenn du die Gedanken immer wo anders hast, als bei deiner Arbeit, da wird im Leben nichts draus!“ Dann wurde Ludwig verdrossen und maulte, bis ihn auf einmal Schröder anfuhr, daß er erschrack: „Junge, maule nicht,

das kann ich nicht leiden!" Manchmal riß dann Ludwig die Geduld: „Sie wollen mir auch immer was, Schröder! Seitdem, daß Sie da sind, hat man richtig keine gute Stunde mehr!" Dann ging ein lustiger Zug über das Gesicht des Gesellen: „Nein, ich lasse dir auch nicht eher eine gute Stunde, bis du kein solcher Faselhans mehr bist, sonst behalten sie dich nirgends als Gesellen, und mit dem Meister werden ist das erst recht nichts." Dann auf einmal ernsthaft werdend trat er vor den Jungen: Es ist ein Geheimniß, mein Sohn, aber ich will es dir mittheilen: „Ehe man nicht Liebe zu seiner Arbeit kriegt, eher ist das nichts, verstehst du?" Ja, er verstand es, aber es war noch weit bis dahin, obgleich er unter der strengen Schule einige sichtbare Fortschritte machte. „Ob wohl Schröder in die Kirche geht?" dachte Rosine. Ja, er ging gleich am ersten Sonntag Vormittags hin, und am Nachmittage, ach, da hätte Ludwig beinah vor Vergnügen aufgeschrieen; da kam er richtig in einem Sammetröckchen und offenem Hemdkragen, und wenn er auch keinen so schönen Bart und keine so langen Locken hatte, wie der Maler in Laubach, schön stand ihm das doch, und ein Ding wie ein Baret hatte er auch auf dem Kopfe. „Was siehst du mich denn so an, Ludwig Sander?"

„Ach, ach! ich dachte, so dürften sich nur die richtigen Maler anziehen?“ „Bin ich denn nicht einer? Ich male doch auch, wenn auch meistens durch die Schablone; aber sechser- und siebenerlei Marmor kann ich aus freier Hand, und ob ich die Engel und Blumen an die Decke klebe, oder daran male, das ist ja im Grunde gleich. Jetzt muß ich fort; in der Wiesenforelle ist Tanz; Fräulein Rosine, kann ich nicht die Ehre haben?“ „Ich danke! ich gehe nur alle Jahre einmal zum Freischießen zu Tanze, und nur, wenn Wagner hier ist!“ „Na, dann kann ich Ihnen nicht helfen, da müssen Sie sich ohne mich trösten,“ und fort war er. Ludwig sah ihm nach: „Ist das ein forscher Kerl, noch forscher als der Wagner!“ Ja, es war kein Böser; aber ein junges fröhliches Blut, der es wohl mit seinem Berufe ernst meinte, in dem er vorzugsweise geschickt war, aber im Uebrigen das Leben auf die leichte Achsel nahm. Er imponirte unserem Ludwig gewaltig, und Rosine mußte oft im Stillen lachen, wenn der seinen Hemdkragen des Sonntags auch so breit als möglich herauszog und sein dunkles Halstuch in denselben schwungvollen Knoten zu knüpfen versuchte, wie Schröder sein helles. Mit den Locken war das freilich nichts; bei ihm nicht und bei Schröder nicht; sie hatten beide glatte, hellbraune

Haare. Rosine hatte ihre stillen Sorgen: ob Ludwig bei diesem Vorbilde so gut bleibt? Aeußerlich, das konnte sie nicht leugnen, war viel gewonnen. Schröder jagte und trieb den Jungen den ganzen Tag, und es kam ihm auch mitunter gar nicht auf einen freundschaftlichen Puff an, wenn es nicht schnell genug ging. Wenn dann Ludwig ungeduldig, heftig, auch wohl recht ungezogen wurde, warnte Rosine: „Schröder jetzt reizen Sie ihn aber zum Widerspruch, Sie gehen zu weit, — das ist nicht recht!“ Der Geselle lachte: „Das thue ich mit Absicht, es bekommt ihm ganz gut, nun wird erst ein Junge draus, der eignen Willen kriegt, und fixer ist er auch geworden, — das müssen Sie ja selbst sehen.“ Rektor Glaubrecht sah auch, daß etwas an dem Jungen anders war: „Das kindische ist weg, — wenn nur das kindliche nicht mitgeht!“ Wie es so eigentlich bei ihm innerlich stand, das wußte Niemand. Mit den Konfirmirten vorgehen, dazu forderte der Herr Pastor seinen Jahrgang nicht mehr auf, weil sonst die Zahl der jungen Leute zu groß geworden wäre. In die Kirche ging Ludwig noch, wenn auch nicht immer; es kam Rosinen vor, als suchte er zuweilen nach Vorwänden. Einmal mußte er Arbeiten für die Lehrlingsschule fertig machen, dann war es doch wohl am besten, wenn er Tapetenproben hin-

über nach K. trug, damit man morgen Bescheid wußte, ein andermal hatte ihn Schröder aufgefordert, mit ihm in das nahe Gebirge zu gehen, und da dies unzweifelhaft ein großes Vergnügen für Ludwig war, und immerhin ein seltenes, so wagte Rosine nicht recht einzureden. „Nur," sagte der Meister, „nehmen Sie ihn nicht mit hin in Wirthshäuser, wo es wild hergeht!" „Da kennen Sie mich schlecht, Meister, da sieht mich mein Lebtag niemand; ich gehe nur dahin, wo es nobel ist!" „Hast du Groschen, Junge?" fragte er eines Sonnabends; morgen geht ein Extrazug nach Thale, wenn wir vierter Klasse fahren, haben wirs billig." Die Sparbüchse wurde gestürzt, — es reichte. Schröder war ein fröhlicher, aber verständiger Reisegefährte; mit allen Mitreisenden war er bald in der eifrigsten Unterhaltung, und doch versäumte er nie, seinen Begleiter aufmerksam zu machen, wenn etwas Wichtiges oder Schönes zu sehen war. Ach, wie war Ludwig erstaunt über die wunderbare Felsenwelt um sich her, als sie auf dem Hexentanzplatze aus dem Walde heraus traten; es war ein bewölkter Morgen gewesen, jetzt brach die Sonne heraus, die Luft war sehr still, unterweilen, wenn das Getümmel der Menschen um die Beiden einen Augenblick ruhte, hörte man aus Thale herauf die Kirchenglocken, — der

Wind stand von dort her. „Die Großmutter hat doch recht," sagte der Junge, „wegen der Extrazüge kommen viele Leute nicht in die Kirche, und" „was wolltest du sagen?" fragte Schröder. „Ja Schröder, ich glaube, wenn man hier oben allein stände, nicht ganz allein, aber doch nicht so im Trubel, so wäre es viel feierlicher und auch ein wenig schauerlich; diese Felsmassen sehen so drohend und unerbittlich aus, und wenn man lange hinsieht, ist es, als zöge es einen hinunter." Schröder nickte: „Wir wollen uns auch gleich hinunter ziehen lassen, Ludwig, denn wir haben noch viel vor uns." Sie stiegen hinunter in den dunklen Hirschgrund, Zickzack um Zickzack; mitunter lud ein Bänkchen zur Ruhe ein; der Weg lag tief im Schatten, halb morsche, dicht bemooste Baumriesen beugten sich darüber, prachtvolles Moos besäumte ihn, es tropfte hernieder aus tausend kleinen Rinnen, und mitunter blitzte es von unten herauf, und immer näher tönte das Brausen der Bode, die unten über ausgebleichte, hin und wieder mit dunkeln Flechten bedeckte Felsen schäumte; der Junge wurde ganz still vor Verwunderung und Staunen, und als sie am Kessel standen, da wars aus, — da fing er ganz plötzlich an zu weinen. Schröder sollte es ja um alles nicht sehen, — der würde nur spotten; aber Schröder sah es doch — und

spottete diesmal nicht. „Brauchst dich nicht zu schämen, Ludwig, das haben größere Leute als du schon so gemacht; es ist schon was Großes, man vergißt es nicht mehr, wenn mans gesehen hat; gelt, es ist die Reise werth? Und nun setzen wir uns hier auf die kleine Bank und essen, was uns Fräulein Rosine eingepackt hat, und nehmen einen Schluck aus der Feldflasche, ehe wir die Schurre hinaufsteigen.“ Von der Schurre herunter kam jetzt eine Gesellschaft junger Leute, die sangen so fröhlich: „Wer hat dich du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ Ludwig kannte das Lied; die Besten von Herrn Glaubrechts Sonntagsgesellschaft sangen es, — wie das schön klang hier im Felsenkessel. Hier war es noch viel schöner als oben auf dem Hexentanzplatz, hier waren die Felswände nah; man sah ihr grünes Kleid, die Bäume, die in ihren Spalten Wurzel gefaßt, das Moos, das sie umkleidet, und wie schimmerte und spritzte und schäumte die Bode in ihren Schlangenwindungen; nein, so etwas hatte er noch niemals gesehen. Er war und blieb in einem Entzücken, war aber viel, viel weicher als sonst; Schröder war mehrmals nahe daran, ihn durch necken aufzurütteln; er dachte aber: Es ist heute zu viel für Ludwigs Kräfte, — da ist er angegriffen, und dann ist auch gewiß der Besuch in Laubach schuld,

er hat ein wenig Heimweh. Erst als sie wieder heimwärts fuhren, ließ er seiner munteren Laune wieder die Zügel schießen, und als Ludwig die erste Viertelstunde geschlafen hatte, konnte er auch wieder herzlich lachen, und sie kamen lustig und befriedigt heim. Rosine sah die Beiden an: Was Schlimmes haben die nicht angegeben, — das ist sicher! „Sehen Sie Fräulein," sagte Schröder am Abend; „ein wenig muß einer auf die Wanderschaft vorbereitet werden, damit ers nachher richtig genießen kann und seine Augen aufthut; haben Sie keine Sorge, — ich verderbe Ihr Schooßkind nicht."

6. Kapitel.

Eine Prügelei.

Darin hatte Schröder recht, daß ein Besuch in Laubach, den Ludwig zu Ostern gemacht hatte, diesen noch sehr in seinem Innern beschäftigte. Diesmal war er zu Arabellas Einsegnung dort gewesen, und die alte, traute Heimath war ihm sehr verändert vorgekommen. Seine Schwester Anna war nicht mehr zu Hause; sie kam nur am

Palmsonntag und am stillen Freitag zum Besuch, und so wenig sie jemals das Haus mit Unruhe erfüllt hatte, so fehlte doch ihr allezeit freundliches Gesicht und ihre stille Sorge für die Bedürfnisse ihrer Hausgenossen. Ludwig sah wohl, daß Arabella sie darin nie ersetzen würde; sie war zu flüchtig! In der augenblicklichen Aufwallung that sie mit Entzücken einmal dieses und jenes in der Wirthschaft; dann, am anderen Tage fehlte es wieder an allen Ecken, und die Großmutter sagte: „Sie wird schwerlich jemals accurat und zuverlässig werden; vielleicht, wenn sie nun keine Schule hat, findet es sich noch etwas mehr!" Dabei sah sie so hübsch und so lieblich aus, daß man ihr gut sein mußte; man konnte in der Welt keine verschiedeneren Gestalten finden, als sie und Anna waren. Anna, kräftig und gedrungen gebaut, wie die Großmutter, voll und rund und mit den Farben der Gesundheit und Jugend, rein, ordentlich, pünktlich gekleidet vom Kopf bis auf die Füße, gleichmäßig, ruhig und freundlich. Arabella — zart gebaut, wie eine Elfe, ein wenig blaß, aber voller Anmuth in jeder Bewegung; an ihrem Anzuge stets eine Kleinigkeit, welche die Großmutter rügte, eine aufgegangene Schleife, ein fehlender Knopf, ein gelöster Haarknoten, aber das Ganze allezeit als ein so reizendes Bild sich darstellend, daß man die

Augen immer wieder ihr zuwenden mußte; das that denn auch Ludwig mehr, als es der Großmutter lieb war; sie meinte, der bunte, liebliche Schmetterling sei eitel genug. Als Ludwig hinkam, war Arabella gerade mit den andern Kindern gegangen, die Kirche zu der heiligen Feier zu schmücken. Die Frau Pastorin und die Frau des Lehrers beaufsichtigten das. Holz hatte man in der Nähe, so konnte der Schmuck reich und schön werden. Sie kam ganz strahlend glücklich heim: „So schön ist es noch nie gewesen, Großmütterchen, du wirst dich freuen!“ „Gewiß, Arabella! Nun putze nur auch dein Herz und treibe fort, was es heute und morgen zerstreuen kann!“ Ja, das wollte Arabella gewiß; aus dem heutigen Vorbereitungs- und Beichtgottesdienst kam sie in tiefer Bewegung, konnte ihrer Thränen gar nicht Herr werden.

„Ach, wie es ihr tief geht;“ dachten Ludwig und Anna. Der Vormund war gekommen und blieb bis Ostersonnabend; er hatte sich ein Stübchen im Kruge genommen. Und noch einer war da, um Arabellas Feiertage mit zu begehen; fast allen verborgen lauschte hinter einem Pfeiler der Empore ein hagerer Jüngling im fremdländischen Anzuge, auch in einem etwas verblichenen Sammetrock; Ludwig warf nur einen

Blick hinauf, erkannte ihn und erschrak: es war Don Alfonso, oder vielmehr Alfons. „Was wollte der hier; wie schlimm für Bella, wenn sie ihn erkannte!" Nein, während der Kirche sah sie nicht hinauf, da war wirklich ihr ganzes Herz hingenommen von der heiligen Feier, aber als sie hinaus auf den Kirchhof traten, da stand er zur Seite; Arabella blickte empor und erschrak. Der Vormund trat zu ihm: „Wenn Sie Arabella sprechen wollen, so kommen Sie heute Abend zur Großmutter!" „Ich wollte sie nur sehen," sagte Alfons. Gegen Abend war Bella verschwunden, und als Ludwig auf die Bitte der Großmutter ausging, um sie zu suchen, sah er sie unter den Weiden am Bache bei dem jungen Seiltänzer stehen. Alle Bitten, die an diesen gestellt wurden, zur Frau Schulzen zu kommen, waren vergeblich, aber immer wieder merkte man, daß Bella zu ihm hinausging und, was schlimmer war, daß sie unter seinem Einflusse stand. Schon oft hatte sie darüber geklagt, daß sie noch ein Jahr bleiben und weibliche Arbeiten studiren sollte; stets aber war davon gesprochen als von einer beschlossenen und unabänderlichen Sache; jetzt, als der Vormund mit der Großmutter das Nähere besprechen wollte, erklärte sie ganz bestimmt und fest: „Nein, Vormund! Schule und Confirmation, — das

mußte sein, da habe ich nichts dagegen gehabt, aber weibliche Arbeitsstunde, — die braucht nicht zu sein; jetzt ists am Ende, jetzt gehe ich wieder zur Truppe!" Niemals noch hatte Ludwig so tiefen Kummer auf dem Gesicht seiner Großmutter gesehen, als bei diesem Ausspruche: „Arabella, hast du mich denn gar nicht mehr lieb?" Sie fiel der Großmutter um den Hals: „Schrecklich lieb habe ich dich, aber so zur Wirthschaft, da bin ich nicht geboren und nicht gezogen!" Anna redete ihr ins Gewissen: „wie kann man nur so sein, Bella? Wenn du wirklich schließlich zur Truppe gehst und Alfonso heirathest, wie du immer sagst, da mußt du doch auch das wirthschaften verstehen und für eure Sachen sorgen, nimm doch Vernunft an!" Vergebens; Ihr alter Seelsorger, den sie wirklich liebte, redete mit ihr: „Arabella, sei einmal aufrichtig; was zieht dich denn hin?" „Herr Pastor, Vater und Mutter haben auf dem Seile getanzt; das ist mir angeboren, und wenn das eine Sünde wäre, da müßte es eben verboten sein, und das ists nicht. Und ich weiß nicht, warum das schlechter ist, als jede andere Beschäftigung; es ist doch ein schöner Gedanke, anderen Freude zu machen." „Arabella, wenn du jetzt hier bleibst, da machst du mir und der guten Mutter Schulz und Anna und Ludwig eine

große Freude, und die meinen es doch am besten mit dir.“ „Das fragt sich doch noch; Alfons und die Frau von unserem Direktor meinen es eben so gut, und ich verlerne ja vollends alles, wenn ich jetzt nicht übe.“ „Mein liebes Kind, sei einmal recht aufrichtig gegen dich selbst; nicht wahr, du willst hier weg, weil du dich vor ernster, regelrechter Arbeit fürchtest, und tanzen willst du, nicht um anderen Freude zu machen, sondern um bewundert zu werden, um Blumen und Kränze und Kußhändchen zu bekommen; aus Eitelkeit thust du es, mein leichtsinniges Kind; ach, ich habe dich schlecht unterrichtet, recht schlecht, Arabella.“

Zuletzt that der Vormund einen Machtspruch: „Bis du sechszehn Jahr alt bist, bleibst du hier, meine Tochter, und du kannst nur Alfons sagen, nimmt dich der Direktor auf ohne meine Erlaubniß, dann kündige ich ihm das Kapital, das er von deinen Eltern hat, und hetze ihm die Polizei auf den Hals.“ Zu aller Verwunderung zeigte sich nach dieser bestimmten Rede Arabella fügsam; sie ging noch einmal zu Alfons hinaus, aber auch dieser wurde heute Abend zum letztenmale in Laubach gesehen. All dies hatte auf Ludwig einen großen Eindruck gemacht, die Großmutter so gebeugt, Anna entrüstet, Arabella

launisch, es war ihm diesesmal gar nicht erschienen, als ob es seine liebe, friedliche Heimath sei, und wunderliche Gedanken gingen durch seine Seele. Aus Liebe und Barmherzigkeit hatte die Frau Schulzen das verwaiste Kind angenommen, das hätte doch der liebe Gott im Himmel belohnen müssen, und nun hatten sie alle nichts als den bittersten Kummer davon. Nicht schön, ganz und gar nicht schön war es diesmal in Laubach gewesen, den ganzen Sommer konnte er sich nicht von dem Eindruck erholen. Niemand, der es nicht an sich selbst erfuhr, glaubt es, was für einen Schatz man hat an solchem Friedensheiligthum, zu dem man sich auch in der Ferne zugehörig weiß, und welche Störung in das eigene innere Leben kommt, wenn so ein Heiligthum eine Störung erleidet.

Es war nicht lange nach der Reise nach Thale, als er plötzlich einen Brief von Anna erhielt: „denke dir nur, Arabella ist weg! Sie sagen, Alfons wäre wieder hier herumgeschlichen, und drüben in Frankenheim wären die Seiltänzer gewesen. Der Vormund ist nach, hat sie aber nicht mehr dort gefunden; der alte Mann hat die Sache gründlich satt, und wenn er sie findet, wird er am Ende seine Erlaubniß dazu geben, daß sie bleibt; er meint, es hilft ihm doch nichts.

Und es ist auch gut für unsere Großmutter; die kommt ja sonst nicht aus der Angst heraus; den ganzen Tag weint sie und sieht elend aus; wenn das so bleibt, so werde ich wohl meinen guten Dienst aufgeben und zu ihr ziehen, denn allein lassen dürfen wir sie nicht." Was war das für ein Donnerschlag; der nächste Brief meldete, daß Arabella aufgefunden sei, und der Vormund mit dem Direktor für sie Contrakt gemacht habe; auch habe die Frau des Direktors versprochen, auf sie acht zu geben, damit ihr nichts Schlimmes geschieht. Ludwig konnte all das gar nicht begreifen; warum hatte sie nur der liebe Gott zur Großmutter geschickt, wenn sie doch nun wieder bei den Seiltänzern war, und sie alle nur ihren Kummer darüber hatten, er brummte innerlich mit dem lieben Gott, und solche Zeiten sind schlimm, da finden allerlei Versuchungen guten Boden, und es ist wunderbar, die losen Gesellen sehen es solchem Menschen an, ob er inwendig einen Harnisch an hat oder nicht. Unbeachtet und unbeirrt war er alle Sonntag zu Rektor Glaubrecht gegangen, fröhlich im Herzen und leicht auf den Füßen; jetzt, wenn er von Weitem die alten lustigen Kameraden sah, dachte er manchmal: es ist doch recht langweilig, alle Sonntage dasselbe zu hören und zu sehen, und

sie waren ja alle indessen älter geworden; sie würden ja auch wohl verständiger geworden sein. Eines Sonntags hatten sich drei der losen Vögel am Wege aufgestellt: „Guten Tag, Sander! willst wohl in die fromme Schule zu Glaubrechten?“ „Geht euch das was an, wo ich hingehe?“ „Nun, sei nur nicht gleich so patzig; wir meinen es gut; drüben in A. ist heute Nachmittag Kirchweih; es sind Komödianten da und Seiltänzer, und im Kruge ist Ball, das wird doch nicht schaden, wenn du einmal fehlst! Natürlich vor zwei Jahren, da konntest du noch keinen Schluck Bier vertragen, warst ja noch ein Junge wie Milch und wie Blut, jetzt wirds schon anders sein!“ Ja, das wirkte; der siebzehnjährige hatte großes Verlangen, den Kameraden zu zeigen, daß er ein wirklicher, vollkommener Mann sei. Ja, das war ja wahr; er hatte dem Rektor Glaubrecht viel zu danken, aber sich deshalb zum Sclaven machen zu lassen? nein, das konnte niemand von ihm verlangen; heute wollte er mit nach A. hinüber gehen; Komödianten und Schauspieler, das wirkte auch, wer konnte wissen, ob Arabella nicht dazwischen war. Mit Halloh und Jubel nahmen sie ihn unter den Arm, als er seine Bereitwilligkeit erklärte, und nun ging ein Lachen und Brüllen und Singen los, daß ihm ganz heiß wurde; er

schämte sich und sein einziger Gedanke war: Wenn uns nur kein anständiger Mensch begegnet! O weh, sie waren noch keine tausend Schritte vom Städtchen entfernt, da hörten sie hinter sich die muntern hellen Stimmen von Glaubrechts fröhlicher Schaar. Ludwig drängte vorwärts; den andern aber schien die Begegnung Spaß zu machen; sie zögerten mit Absicht, bis der Rektor herankam. Der überblickte mit Trauer die wilde, ungeberdige Schaar; da fiel sein Auge auf Ludwig. „Sander," rief er laut im Tone des Erbarmens. Ludwig wurde blaß, die ganze Lage, in der er war, war ihm zum höchsten Ekel; er machte einen schwachen Versuch, frei zu kommen, aber sie hielten ihn fest an beiden Armen, und das ganze Chor spottete dem Rektor nach: „Sander! Ludwig Sander!" In Ludwigs Seele war ein großer Streit; wäre er innerlich noch fest gewesen, wie zu Wagners Zeit, — er wäre vielleicht losgekommen, — so fanden die losen Kameraden Bundesgenossen in seinem unbefestigten Herzen. Er biß die Zähne auf einander und sah zu Boden, und dahin ging Rektor Glaubrecht, und seine ganze Schaar war still geworden, wiederholt noch sahen sie sich nach ihrem entführten Kameraden um, vergebens. Die Entführer fingen jetzt an zu höhnen: „Wirst dir das doch nicht zu

Herzen nehmen? da siehst du, was du schon für ein Kopfhänger geworden bist! Schäme dich; immer lustig! was ist denn da für ein Unrecht dabei?“ Was für ein Unrecht dabei war, das fühlte Ludwig wohl, aber natürlich fand er in seinem Innern die köstlichsten Entschuldigungen. Ging er denn nicht eigentlich nur hin, um zu sehen, ob er vielleicht Arabella fände, um ihr ins Gewissen zu reden. O Ludwig, Ludwig! was bist du für ein Mensch, genau in der Verfassung, andern ins Gewissen zu reden, jetzt wo dein eigenes Ursache hat, dich schwer zu verklagen.

Erhitzt und müde kamen sie in A. an; einige Gläser Bier nach einem vorbereitenden Glase Schnaps wurden schnell hinunter gestürzt; dann gings auf den Festplatz. Da war Bude an Bude aufgestellt: ein Feuerfresser, ein Waldmensch, eine Riesendame; dort am Ende stand ein großes Zelt, ein Bajazzo machte davor seine Sprünge und Witze; ja — das war richtig Arabellas alter Hans: „Immer herein, meine Herren und Damen, wems nicht gefällt, der kriegt sein Geld gedoppelt wieder! Wunderdinge sind zu sehen: Die schöne Miß Adda aus Amerika wird sich eine Cigarrette auf dem Seile anzünden, und Miß Arabella wird den Eiertanz tanzen. Immer herein, meine Herren und Damen!“ Ludwigs Gefährten wendeten sich dem

Feuerfresser zu, Ludwig trat von ihnen unbemerkt in das Seiltänzerzelt. Die schöne Miß Adda trat zuerst auf; Ludwig hatte erwartet, die blasse Frau des Directors zu sehen, aber Miß Adda war ohne Zweifel eine neue Errungenschaft; schon ihre feurigen Augen und leidenschaftlichen Bewegungen fesselten die Zuschauer, bevor noch ihre Geschicklichkeit und Verwegenheit auf dem Seile zur Geltung kam; nach einiger Zeit bestieg Don Alfonso von der andern Seite das Seil, die beiden führten zusammen einen Tanz aus, und Ludwig meinte, etwas so wunderbares nie gesehen zu haben. Ihm gegenüber stand Arabella, schon in dem Anzuge, in dem sie tanzen sollte, und starrte nach dem Seile mit einem Ausdruck von leidenschaftlicher Angst und tiefem Haß, wie ihn Ludwig nie an ihr gesehen hatte; er bebte ordentlich davor zurück; war das dasselbe Angesicht, das so lieblich zur Großmutter hinaufblicken konnte, wenn diese des Abends Geschichten erzählte? Gut, daß sie die Großmutter nicht sehen kann! dachte er. Als die Vorstellung auf dem Seile zu Ende war, wurden die Eier gelegt, und Arabella trat vor. Beim Eiertanze hatte sie Ludwig zuerst gesehen, als sie Prügel bekam, weil sie ein Ei zertrat. Wäre ihre Figur nicht so gar zart und kindlich gewesen, so hätte man sie kaum noch zu diesem Tanze ge-

brauchen können; aber es war immer noch die Gestalt eines Elfchens, die da aus der Tiefe des Zeltes scheinbar geflogen kam und sich mit wunderbarer Grazie nach allen Seiten verneigte. Ehe sie noch den Fuß zwischen die Eier setzte, bemerkte sie Ludwig; über ihr bis dahin bleiches Gesicht flog ein zartes Roth, und einen Augenblick zog eine liebliche Freundlichkeit über ihre Züge. Sehr geschickt führte sie ihren schwierigen Tanz aus; nicht einmal stieß sie auch nur mit den Füßchen an die sehr nahe bei einander liegenden Eier an, so daß das Publikum beinah noch mehr erregt schien als bei der schönen Seiltänzerin; ja, obgleich dies nur ein ländliches Fest war, wurden ihr doch Blumen zugeworfen von allen Seiten. Mit einer zierlichen Verbeugung dankte sie, und dann, hinausfliegend aus dem Zelte, nahm sie ihren Weg an Ludwig vorüber und flüsterte ihm zu: Rechts vom Wagen in der Hollunderlaube können wir uns nach der Vorstellung sprechen. Die Frau des Directors führte jetzt mit Don Alfonso eine dramatische Scene auf, in der Arabella als Knabe gekleidet erschien, dann machte Don Alfonso einige sehr kühne Sprünge auf dem Seile, zuletzt brachte der alte Hans seine oft gehörten Witze, und die erste Vorstellung war geschlossen. Ludwig fand Arabella in der Laube in ihrem Sonntagskleide

von Laubach. „Arabella,“ sagte er: „wie geht es dir? ich glaube, du siehst nicht recht fröhlich aus, und so blaß! ich dachte, ihr maltet euch!“ „Das will die Frau des Directors nicht; sie sagt, sie hätte sich damit die ganze Haut verdorben, aber ich weiß wohl, setzte sie geheimnißvoll hinzu, das hat ihr nur Miß Adda eingegeben; die will nicht, daß ich hübsch sein soll; sie will Alfonso für sich alleine haben. Es ist abscheulich! Sie hat auch den Director beredet, daß ich nicht eher wieder aufs Seil darf, bis ich mich frisch eingeübt habe; sie behaupten, ich habe alles in Laubach verlernt, und das ist ganz gewiß nicht wahr; ich kann noch eben so wie früher. Ich sage dir, Ludwig, Tag und Nacht denke ich drüber, wie ich sie fortbringen will; keine gute Stunde habe ich, seit sie hier ist, aber warte nur, warte nur, es ist noch nicht aller Tage Abend!“ „Arabella,“ sagte Ludwig tief erschrocken, „o, wie bist du doch böse geworden, wie ganz böse! Sie tanzt doch wirklich sehr gut; der Director kann viel verdienen durch sie, und Bella, das ist doch sicher, daß du in Laubach mußt vieles verlernt haben!“ „Ja, Ludwig! Laubach, das war auch mein Unglück; ich bin vorher immer so glücklich gewesen; seitdem ich wieder hier bin, ists gar nichts mehr.“ Sie hatten sich gegenüber gesessen, jetzt stand Ludwig auf und faßte sie bei den

Händen; ohne es zu merken, waren sie an den Ausgang der Laube getreten: „Bella!“ sagte er, „siehst du, du hattest es besser bei der Großmutter; nun gefällt es dir nicht mehr; komm wieder zu uns! Jetzt, wo sie Miß Adda haben, lassen sie dich ruhig ziehen. Denke nur, wie sich die Großmutter freuen wird, und Anna, die kann dann in ihrem Dienst bleiben, und wenn ich Ostern als Geselle nach Hause komme, da ist alles wieder wie früher; gelt, Bella, du kommst?“ „Du meinst es gut, Ludwig,“ sagte sie halb wehmüthig, „aber du weißt nicht, wie das ist, wenn man so in der Freiheit aufgewachsen ist; der alte Hans sagt, das ist gerade wie Zigeunerblut; siehst du, selbst die Geschichte mit Miß Adda; ich ärgere mich und gräme mich darüber, aber das ist ja eben auch eine Abwechselung, nicht wie daheim sitzen und stricken und spinnen; nein Ludwig, lieber noch gräme ich mich todt, ehe ich wieder in die Gefangenschaft gehe!“ „Bella, besinne dich!“ sagte er innig und hielt ihre Hände fest in den seinen, er beugte sich fragend zu ihr nieder, sie hob den Kopf empor und schüttelte ihn leise, da:

„Hurrah, Hurrah! da ist der Fromme mit der netten Seiltänzerin,“ tönte es jetzt von rohen Stimmen, seine Kameraden kamen sehr angeheitert durch den Gartenweg. Arabella wollte entfliehen,

der roheste der Burschen faßte nach ihrem dunklen Haar. Da fuhr Ludwig herum wie ein Blitz: Den Augenblick laßt ihr das Mädchen in Frieden; es ist meine Pflegeschwester! Abermals rohes Gebrüll! Schöne Pflegeschwester das, komm her, Schätzchen, ich will auch dein Pflegebruder sein! na, gieb mir nur gleich ein Schwesterküßchen! Da wußte sich Ludwig vor Wuth nicht zu lassen; sein Stock stand zu ferne, er griff nach dem Gartenstuhl, auf dem er eben gesessen hatte, und hieb damit auf den Unverschämten ein; der zog dagegen seinen eisenbeschlagenen Ziegenhainer; die ganze Bande mischte sich ein, Hiebe gab es rechts und links, Bierkrüge flogen durch die Luft; wers gewesen war, der den Ludwig Sander niederschlug, daß er bewußtlos an der Erde lag, das wußte nachher keiner; in dem Augenblicke zerstob die ganze Gesellschaft; und nur die junge, geängstigte wilde Taube, die arme Arabella kniete neben ihm, hielt seinen Kopf in ihrem Schooße und rief kläglich um Hilfe. Die kam denn auch von allen Seiten, der Director erschien und seine Frau und Don Alfonso. „Bringt ihn in unsern Wagen,“ flehte Arabella, „für mich hat er sich geschlagen, ich will ihn pflegen!“ Der alte Hans beugte sich über ihn: „Wenn der nur überhaupt wieder zu sich kommt!“ Arabella jammerte laut. Der Wirth

erschien jetzt; er war rein außer sich: „Der muß schnell weg, meine Wirthschaft soll mir nicht in schlechten Ruf kommen!“ Immer mehr Menschen aus dem Marktpublikum umstanden den Bewußtlosen; da erschien die junge Gestalt eines Gesellen in Sammeteröckchen und aufgeschlagenem Hemdkragen. „Dachte ich es doch, daß es das Kind war! Alter, ein nasses kaltes Tuch um den Kopf, daß er wieder zu sich kommt, das ist die Hauptsache; todt ist er nicht, der Puls geht noch. Wirth, laßt gleich den Leiterwagen anspannen, daß ich ihn mit nach Hause nehmen kann; ich bezahle es!“ Unter dem kalten Umschlage wich die tiefe Ohnmacht: „Schröder!“ sagte er. „Ja, Schröder! war nur gut, daß ich meine Spazierhölzer in Bewegung setzte, als ich vernahm, in was für schöner Gesellschaft du fort warst; werden sich sehr freuen zu Hause!“ Ja, es war kein gelinder Schreck. Schröder war zuerst abgestiegen, um den Meister und die Frau Meisterin vorzubereiten. „Fräulein Rosine, wenn Sie können, so geben Sie ihm jetzt Ihr Stübchen hier unten, daß wir ihn nicht die enge Treppe hinauftragen müssen; wenn wir ihn zu Bette gebracht haben, laufe ich zum Doctor.“ Rosine war durchaus keine von denen, die sich durch übermäßiges Jammern aufhalten, wenn ihre Hilfe nöthig ist; sie griff fest und praktisch zu,

und als der Doctor kam, fand er seinen Patienten wohl geborgen im sauberen Bette, aber immer wieder mit Ohnmachten kämpfend. Er untersuchte ihn gründlich! Die paar Wunden am Arm und an den Schultern, die werden ja schon heilen; aber das Gehirn scheint sehr erschüttert zu sein; einen ernstlichen Kampf wird es geben, und wenn er mehr Angehörige hat, die lassen Sie lieber holen! So saß denn nach wenigen Tagen die Großmutter an seinem Bette, machte dem Fiebernden und Phantasirenden die Umschläge um den Kopf, betete und weinte. Endlich, nach drei langen Wochen kehrte das Bewußtsein wieder: „Großmutter," war sein erstes klares Wort; diese legte ihm aber noch lange Stillschweigen auf. Oft in der Dämmerung wurde die unermüdliche Pflegerin herausgerufen. Dann stand weinend Arabella da: „Großmutter, ist er noch nicht besser? er wollte ja die wüsten Gesellen von mir abwehren, — darum bekam er den Schlag." Schröder hatte indessen auch alles ausgekundschaftet, wie es gewesen war, und es Rosinen und den Meisterleuten erzählt. „Daß er mit den Lodderbasten lief," sagte er, „das war ja schlimm, und weil ich nichts gutes vermuthete, darum ging ich nach, als es mir der Nachbar erzählte, aber daß er so kräftig darein geschlagen hat, das ist herrlich und gar nicht mit Geld zu bezahlen; es

ist das erste Zeichen von Energie!" Die Meisterleute und die Großmutter waren nicht ganz so entzückt von der Heldenthat, aber alle dankten Gott, als endlich der Arzt sagte: „Nun ist er außer Gefahr?"

Schwach war er freilich noch, und jeder Versuch, auch nur im Bette aufzusitzen, überzeugte ihn davon, wie sehr! Gepflegt wurde er aufs Beste, er und die Großmutter; die Meisterleute und Rosine überboten sich darin, ihr Möglichstes zu thun, damit er erstarke, und ein freundliches Gesicht ums andere erschien an seinem Bette. Schröder ging auf die Arbeit und kam nie heim, ohne mit seinem lustigen Gesichte hereinzusehen; aber die liebste Gesellschaft von allem war ihm die liebliche Enkelin seines Meisters, der Müllerin Töchterlein, die nun dreizehnjährige Gertrud Wenzel. Weil er nicht mit in den Wald konnte, so brachte sie ihm Moos und Blumen und Beeren herbei und hatte auf ihren Wanderungen so viel erlebt, was sie ihm durchaus erzählen mußte. Da war ihr ein Eichhörnchen begegnet: „Jetzt denke nur Ludwig, ein graues, und ganz nahe lief es neben mir; es fürchtete sich gar nicht, und dann saß es so zierlich auf dem Aste und knackte sein Nüßchen, dann wieder sprang es von Baum zu Baum, als ob es flöge; es war zu

hübsch. Und dann stand da so ein ganz rother Fliegenpilz; mein Vater sagt, den dürfen wir nicht anfassen, weil er giftig ist, er stand aber so stolz in seinem rothen Purpurmantel, wie ein König, und die Steinpilze daneben, die wir so gern essen, sahen dagegen wie Bettler aus. Sie unterbrach sich: Großmutter warum thut das doch der liebe Gott, daß der giftige Kerl so schön ist, und die guten Leute so schlicht?“ Ja Kind, warum? das hat mir nun der liebe Gott nicht gesagt, vielleicht weil er jeder Kreatur doch etwas Gutes schenken mag, vielleicht auch, damit wir Menschen daran lernen, nicht nur nach dem Aeußeren zu sehen. Siehst du, Trudel; unter den Menschen ist das auch so, nicht etwa, daß alle Schönen schlimm und alle Häßlichen gut sind; aber doch so, daß manchesmal ein ganz unscheinbarer Mensch vor Gottes Augen schön und glänzend ist, und ein außen glänzender zuweilen eine recht unschöne Gestalt hat. Darum muß man sich hüten, so schnell zu sagen: Ei, das ist herrlich oder: auch, das ist häßlich! sondern man muß seine Augen und Ohren aufthun und geduldig aufmerken, dann findet man mit der Zeit schon, was gut und recht ist.“ Dann stand das kleine Wesen und sann, als müßte sie das nun in ihren Gedanken gründlich zurecht legen. „Siehst du, Großmutter,

sagte sie nach einer Weile; das habe ich neulich so recht gemerkt. Die Eltern waren am zweiten Kirmsentag doch auch mit uns in Amstädt; da war der Bajazzo, der machte lauter Purzelbäume, als wäre er ein Gummiball, und einen Spaß nach dem andern, daß wir alle lachten, bis wir nicht mehr konnten, da dachte ich, der thäte gar nichts weiter, und jetzt kommt er jeden Tag in ganz ordentlichem Zeug zu uns in die Mühle, wenns nicht mein Papa gesagt hätte, hätte ich ihn gar nicht erkannt, und wenn er fragt, was Ludwig macht, da ist er so ernsthaft und auch manchmal so betrübt, eben wie ein anderer Mensch. Und denkt euch nur, ganz alt ist er schon: „Lange geht es nicht mehr so," sagte er zu meiner Mutter; „wenn man höher in die Sechzig kommt, werden die Glieder steif!"

Lieb war das nun der Großmutter nicht, daß die Seiltänzer im Gespräch auftauchten, sie hätte gar gerne gesehen, wenn Ludwig dieselben vergessen hätte; Arabella hatte darum bitten können, so viel sie wollte, Ludwig besuchen zu dürfen und ihm für seine Ritterthat zu danken; es war, als wäre Frau Schulze auf diesem Ohre taub. Wiederholt hatte sie es für ihre Pflicht gehalten, das Mädchen zu bitten: Komm zu uns zurück! als aber Arabella bestimmt erklärte, bei der Truppe bleiben zu wollen, da gestand sichs die

alte Frau ehrlich ein, daß sie diese Entscheidung für sich und ihre Kinder als eine große Erleichterung empfand; und als sie hörte, die Truppe sei weit fort gezogen, da konnte sie es nicht wehren, daß ein fast unwillkürliches: Nun, Gott sei Lob und Dank! über ihre Lippen kam. Nach und nach, als ihr Patient mit jedem Tage stärker wurde, fing sie auch an, die Sonde in sein Herz und Gewissen zu senken, und sie fand da so manches, was ihre großmütterliche Sorge, Theilnahme und Nachhilfe in Anspruch nahm. Zuerst machte sie die Entdeckung, daß er sich mit seiner Heldenthat ganz wie ein stolzer Ritter vorkam. „Siehst du, Großmütterchen, ich durfte es ja nicht leiden, daß sie Arabella schlecht behandelten, das siehst du doch ein?“ „Hm,“ sagte die Großmutter: „wie kamen sie denn aber überhaupt darauf, sich mit Bella zu beschäftigen? doch nur, mein Junge, weil du ihnen so schön den Weg gezeigt hattest. Siehst du, Ludwig! das Schlimmste in der Welt ist, wenn man sich selbst belügt; dann kanns nicht besser werden. Sage mir einmal, wie kam es denn, daß du an dem Sonntage nicht zu Herrn Glaubrecht gingest, sondern mit den wüsten lockeren Kameraden? Rede mir und dir einmal nichts vor, mein Kind; nicht wahr, wie Wagner fort war, da fehlte dir

der innere Stecken und Stab, da fingst du an, unordentlich zu lesen in Gottes Wort und immer lauer zu beten, und nachgerade schmeckte dir die Predigt und Gottesdienst nicht mehr, und da kam das Verlangen nach den Genüssen, die die Welt giebt, und zwar die böse Welt!" „Großmutter, wovon weißt du das? „Liebes Kind, das ist nicht schwer zu wissen; wenn man in mein Alter kommt, da hat man eine Fülle von guten und heilsamen Gotteswegen gesehen, man hat aber auch beobachten können, wie es der Satan anfängt, eine junge Seele in sein Netz zu locken." „Aber Großmutter, daß Wagner nicht da war, das war es nicht allein, weißt du, es war von Ostern her, wo ich in Laubach war, da war es gar nicht wie sonst zu Hause; Anna fort und Arabella verdrießlich und du bekümmert; siehst du, ich dachte immer, der liebe Gott hätte dich belohnen müssen, daß du Bella zu dir nahmst; nun hattest du nichts als Aerger, und, ja Großmutter, es muß heraus, wenn es dir auch nicht gefällt, ich ärgerte mich über den lieben Gott und wollte nichts mehr von ihm wissen." Die Großmutter saß eine kleine Weile wie in Gedanken versunken; dann seufzte sie tief auf: „Ja, Arabella! das ist mir in meinem alten Kopfe auch schon manchmal herum gegangen, und ich habe mich gefragt, ob es recht war, die

wilde Hummel zu behalten; man soll nicht nur sein augenblickliches Gefühl fragen, sondern auch den Verstand, wenn man so etwas anfängt; ich hätte vielleicht mehr daran denken sollen, daß es für euch nicht ungefährlich war; aber damals dachte ich nur an das Wort: Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf! Nun siehst du, das war doch gewiß richtig. Das weißt du nicht, Ludwig; ich kanns selbst nicht sagen, ob ich es in Jesu Namen that, oder nur um Anna zufrieden zu machen und dich vergnügt; man redet sich leicht vor, daß man besser war, als es der Fall ist. Siehst du, Junge, und wenn es wirklich nach Gottes Willen war, da mußten wir auch ganz stille sein und seiner Wege warten. Gar sehr vieles werden wir erst droben erfahren, wenn wir schauen in seinem Lichte, und mit Arabella ist ja das Ende noch nicht da; da kann vielleicht zur rechten Stunde noch dies und jenes Samenkörnlein aufgehen; da heißt es geduldig sein. Manchesmal denke ich, Gott hat dir auch wohl so einen Schrecken zur Erinnerung schicken wollen in deinen Leichtsinn hinein, hast du denn wohl schon bedacht, wie wenig dazu gehört, daß du vor Gottes Richterstuhl gezogen worden wärest?“ Dem Jungen traten die Thränen in die Augen. „Sieh, jetzt muß ich dir noch

etwas erzählen: deine Mutter war das Liebste, das ich in der Welt hatte, sie war ein Mädchen wie Milch und Blut, gutherzig, freundlich, geschickt, alle Leute hatten sie lieb; aber sie hatte einen sehr großen Hang zu der Welt und ihren Freuden; das hat deinem Vater vielen Kummer gemacht und hat sie von ihrem Wohlstand in den Mangel und die Noth versetzt, und schließlich hat sie es mit ihrem jungen Leben bezahlt. Fast in allem bist du ihr nachgerathen, nur daß dir ihre große Geschicklichkeit nicht ganz so angeboren ist; Ludwig, es wird ihr Wunsch sein oben bei Gott: Laß dirs zur Warnung dienen!" Ludwigs Herzensband war jetzt locker, er versprach alles; und es war ihm ein Ernst damit, es zu halten. Als Herr Glaubrecht kam, ihn zu besuchen, da bat er ihn gar vielmals um Verzeihung, und versprach, regelmäßig die schönen Versammlungen am Sonntag Nachmittag zu besuchen, und der Rektor war gar freundlich und liebreich. Aber der Arzt gebot überhaupt vor Weihnachten noch Ruhe; nur um die Mittagszeit sollte sein Patient täglich einen kleinen Ausgang machen. Auf Arbeit gehen durfte er auch jetzt noch nicht; so blieb es dabei, daß er Tapeten schnitt, durch die Schablone einfache Schilder malte und mit des Meisters Erlaubniß und zur Freude der Frau

Meisterin für die kleine Gertrud eine schöne Puppenstube klebte. Schröder sah das mit ein wenig Ungeduld —: „Nun wird er wieder ganz ein Kind!“ aber er behielt seine Bedenken für sich. Im October wurde die Großmutter von Anna abgeholt; diese hatte ihren guten Dienst mit Betrübniß aber mit gutem Gewissen aufgegeben, nur um die Botenwege wieder zu thun und ihr Großmütterchen zu pflegen; denn die war nun unvermerkt alt und leidend geworden. Vor den Festtagen reiste Schröder weg, und Wagner kam; am heiligen Abend durfte Ludwig zuerst wieder mit in die Lichterkirche, und so feierte er so glücklich und mit so dankbarem Herzen, wie es in den letzten Jahren nicht geschehen war.

Mit Wagner gab es nun auch ernste Ueberlegung wegen Ludwigs Zukunft, da Ostern seine Lehrzeit zu Ende war. Ludwig selbst hatte nichts im Kopfe als nur Berlin; die Großmutter, diesmal in Uebereinstimmung mit Schröder schüttelte den Kopf; aber Wagner kannte dort einen sehr geschickten und soliden Meister, der ein eigenes Haus in einer der Vorstädte besaß und seinen Gesellen noch Wohnung und Kost im Hause gab, und da er bestätigte, daß man wirklich in seinem Fache dort vieles lernen könnte, was in der Provinz selten vorkäme, so wurde nach vielem

Ueberlegen der Entschluß gefaßt, sich dort um eine Stelle für Ludwig zu bewerben. Hatte doch Wagner seinem Herrn versprochen, während der dringendsten Frühlingsarbeiten noch in Berlin zu bleiben, und konnte sich von da aus ganz gut nach Ludwigs Ergehen umsehen. Vorher kamen für denselben noch recht schwere Tage. Ende Februar schrieb Anna und bat den Meister, ihren Bruder für einige Tage frei zu geben. Die Großmutter lag im sterben. Das waren schwere aber friedevolle Tage an dem Sterbebette der alten frommen Frau. Ihr Athem ging schwer aus, Angstanfälle kamen hin und wieder; aber ihre Seele war geborgen in Gottes Hand; diese Hand führte sie durch all das Leiden kräftig hindurch; einen Blick der Liebe für ihre Kinder, einen Blick getrosten Glaubens hinauf zu ihrem Gott hatte sie auch, wenn sie litt; ein Segenswort auf den Lippen ging sie heim; Anna und Ludwig weinten ihr heiße Thränen nach, denn während sie in das himmlische Heim einzog, schloß sich das irdische für die verwaisten Kinder.

Nach manchen Ueberlegungen mit dem Vormund und dem Herrn Pastor wurde das Häuschen vermiethet bis auf zwei kleine Giebelstuben, in denen der Hausrath aufgestellt wurde, den man für die Kinder gern aufbewahren wollte. Anna

konnte in ihren guten Dienst wieder eintreten, und Ludwig reiste wenige Wochen später nach schwerem Abschied von der ganzen Familie seiner Meisterleute nach dem heißersehnten Berlin.

---

7. Kapitel.

Berlin.

So großartig, wie jetzt die Einfahrt in Berlin und in die Hallen des Bahnhofes ist, war sie damals im Jahre 1847 noch nicht. Noch gab es kein elektrisches Licht; aber dennoch riß der Ankömmling die Augen weit auf ob all des Glanzes und all der Pracht, und schwerlich würde er sich zurechtgefunden haben, wenn ihn nicht Wagner am Bahnhof erwartet und nach dem richtigen Omnibus gebracht hätte, der nach der Vorstadt fuhr, in der seines Meisters Geschäft lag. Vor des Herrn Thüre nahm der treue Führer Abschied: „Hinein mußt du allein, das macht sonst keinen guten Eindruck. Nun vergiß den lieben Gott nicht und halt dich brav!“

Halb zagend und halb stolz emporgerichtet trat Ludwig ein in ein gar hübsches Haus, es war,

als hätte gleich im Hausflur der Herr Probe ablegen wollen von seinem Geschmack und seinem Können. Flur und Treppenhaus waren sehr fein austapeziert, oben an der Decke lief eine fein abgesetzte Kante herum, und die Treppe selbst war sehr künstlich wie natürliches Eichenholz gestrichen. Auf sein Klingeln kam ein hübsch angezogenes Dienstmädchen und führte ihn in das Zimmer hinein. Dort saß ein ganz feiner Herr im Sopha und las die Zeitung, und eine Dame, etwa in Mitte der vierziger Jahre half dem Mädchen einen langen Tisch decken. Schüchtern aber ohne stocken brachte Ludwig seinen Gruß an, ganz wie es ihm Wagner gesagt hatte. Der Herr im Sopha erhob sich und griff nach seinen Papieren; dann nickte er freundlich mit dem Kopfe! „Sein Sie willkommen, Sander; legen Sie nur jetzt drüben im Alkoven ab; die Mutter wird gleich zum Abendbrot klingeln; da kommen die Gesellen herüber.“ Ja, es war eine ganze Anzahl, fünf Gesellen und ein Lehrling; hier bei den Meisterleuten grüßten sie nur kurz, und Ludwig wagte in der ersten Viertelstunde kaum von seinem Teller aufzusehen; nur ihm gegenüber der Lehrling zog immer wieder seine Augen auf sich; er war nur wenig jünger als er selbst, und hatte eine so drollige kleine untersetzte Figur und ein so übermüthiges Gesicht

voller Heiterkeit und Lachen, daß Ludwig dachte, die Kobolde, von denen die Großmutter erzählte, konnten genau ebenso ausgesehen haben, wie er. Sehr viel gesprochen wurde bei Tische eben nicht. Der Meister erkundigte sich nach dem Verlauf der Arbeiten und gab seine Anordnungen für morgen. Das Abendbrot war kräftig und gut, Kartoffelsalat und Wurst, Brot und Butter und ein Trunk gutes Hausbier dazu standen jedem zu Gebote. Dann sagten die Gesellen: Gute Nacht! und waren wie aus der Thür hinausgeblasen, verschwunden bis auf einen jungen Mann, der etwas älter als die andern zu sein schien, und der unserem Ludwig als ein sehr feiner Herr erschien. „Nun, mein Sohn," sagte Herr Urban, der Meister und Herr des Geschäftes, „nun kommen Sie einmal heran und erzählen Sie uns etwas von daheim." „Ich — ich habe kein Daheim mehr," kam unter Thränen heraus. „Ja, daß Sie ein Waisenkind sind, das weiß ich; aber bei Ihrem Lehrherrn sind Sie ja doch wohl auch ziemlich zu Hause gewesen; da auf Ihren Zeugnissen finde ich: War fünf Wochen krank in Folge einer Verwundung; was ist das? es war doch keine Schlägerei? Na, nur heraus mit der Sprache; ich muß das wissen." „Eine Schlägerei war es nicht, Herr Urban, es war nur um die Arabella!"

„Na, vollends um ein Frauenzimmer; dazu sind Sie noch recht jung, Sander.“ „Ach Herr, es war meine Pflegeschwester, eine von den Seiltänzerinnen!“ „Aha, das kommt ja immer besser.“ „Laß ihn mal ruhig erzählen, Alter; die Seiltänzer sind ja auch Menschen!“ sagte die Meisterin; ihre weibliche Neugierde war gewaltig erregt, und sie folgte dem kleinen Roman mit sichtlicher Theilnahme. Ludwig kam selbst ins Feuer während des Erzählens; ziemlich seine ganze Lebensgeschichte kam dabei zu Tage; seine Schilderung der Großmutter und seine Liebe zur Anna entlockten der Frau Meisterin sogar Thränen. Der Meister aber hörte scharf: „Wie kamen Sie denn aber mit den losen Vögeln zusammen?“ Da stotterte Ludwig, aber schließlich kams doch an den Tag: „Sie verspotteten mich und lockten mich, und das verdroß mich, und ich ging mit!“ „Sehen Sie, Sander, das wollte ich wissen. Das war nun schon dort in dem Landstädtchen, und nun kommen Sie nach Berlin; da giebt es viel Lockvögel von allen Arten. Sie kommen schon bei mir im Hause in gar verschiedene Gesellschaft, wie ich hoffe, nicht in ganz schlimme; aber um das, was die jungen Leute abends und Sonntags vornehmen, da kann ich mich unmöglich richtig bekümmern; sie müssen um zehn wieder hier sein, aber am Gängelbande

kann ich sie nicht halten. Es würde mir als Meister schlecht anstehn, Sie vor dem oder jenem zu warnen; ich kann nur sagen: Ruhig Blut! Thun Sie Augen und Ohren auf und hüten Sie sich vor drei schlimmen Dingen: vorm saufen, vorm Karte spielen und vor liederlichen Frauenspersonen. Wollen Sie abends schreiben oder lesen, so ist die Stube neben der Werkstatt immer hell und warm, und Sonntags hat mir der junge Wagner gesagt, daß er Sie abholen will, so lange er noch hier ist. Hier, mein Werkführer heißt Ohnesorge; dem haben Sie zu gehorchen wie mir selbst; die Gesellen haben Ihnen aber nichts zu befehlen; die dürfen höchstens bitten. Morgen früh werden Sie mit Ohnesorge und den andern Leuten hinein in die Stadt gehn zum Kommerzienrath Goldmann, und die Zimmer decoriren; da werden wir ja sehen, wozu Sie zu brauchen sind."

Herr Ohnesorge zeigte ihm nun sein Nachtquartier; hoch und luftig genug lag es; vier lange Treppen mußte man hinaufsteigen, eng war das Kämmerchen auch, in dem der Lehrling schon den Schlaf des Gerechten schlief. „Heute lasse ich die Lampe oben, weil Sie noch nicht Bescheid wissen, Sander. Blasen Sie aber zur rechten Zeit aus und stellen Sie sie dort hinten auf die Kommode, daß kein Unglück geschieht; gute Nacht; um zehn wirds

hier nebenan noch einmal laut werden, — da kommen die Andern, und es ist nur eine Bretterwand dazwischen." Als Ludwig mit dem schlafenden Knaben allein war, nahm er, wie er es der Großmutter vorm sterben und Rosinen beim Abschied versprochen hatte seine kleine Bibel heraus, und er sehnte sich heute, sie herauszunehmen; ohne sich so recht einzugestehen, fühlte er sich unendlich verlassen und einsam in dem großen Berlin, wo niemand ihn liebte, als Wagner etwa, und der war so weit weg. Er hatte sich so sehr darauf gefreut, daß man ihn als Gesellen „Sie" nennen werde; nun es geschah, wars auf einmal, als würden alle führenden Hände und tragenden Arme von ihm weggezogen, und er als ein kleines, schwaches, unbeholfenes Kind auf seine eigenen Füße gestellt; ihm war bange. Zweimal hatte er es von der Großmutter gesehen, daß sie in Stunden der Angst und Noth das Bibelbuch aufschlug mit der Bitte: „Herr, gieb mir jetzt das rechte Trostwort für mein betrübtes Herz!" Heute mußte er im tiefsten Innern den Gebetsseufzer ihr nachthun; dann schlug er auf, — da stand es, groß gedruckt noch dazu: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." O, wie wurde ihm so wohl; sein guter Hirte war bei ihm und wollte bei ihm bleiben; zu dem streckte er seine Hände

aus und bat ihn, die Fügel über ihn auszubreiten in der großen, fremden Stadt. Da wurde es stille in ihm; er löschte das Licht, und als nach zehn Uhr hinter der Bretterwand eine große Unruhe begann, da hörte ers nur wie von weitem in seine Träume hinein; die versetzten ihn diesmal nach Laubach zur Großmutter und zu Anna, auch Rosine war dazwischen und Schröder, und es war, als hätte er sich noch lange nicht mit allen fertig unterhalten, als das Bimmeln einer großen Hausglocke zu ihm herauf tönte. Noch war es dunkel; mochte etwa sechs Uhr sein; er konnte sich erst gar nicht zurecht finden; erst als der kleine Kobold auf seine Füße sprang und ein Lämpchen anzündete, das er Abends mit heraufgenommen hatte, wurde ihm klar, wo er war, und er beeilte sich, in das Zeug hineinzukommen. Der Kleine blickte ihn immer verstohlen von der Seite an; ja Ludwig war nicht ganz gewiß, ob eine Hand voll Wasser auf seinen Nacken absichtlich oder aus Versehen gespritzt worden war; er wandte sich um und drohte dem Kameraden mit dem Finger, aber freundlich. Da wurde das lachende Gesicht auf einmal tief roth und sehr ernst, und er trat schüchtern aber fest vor Ludwig hin. „Sander, bitte, spotten Sie mich nicht aus; ich habe es meinen Eltern auf dem Sterbebette versprochen, und ich möchte

jetzt beten.“ Da schimmerte es in Ludwigs Augen feucht, er schämte sich, der Junge hatte mehr Muth als er. Er sah ihn freundlich und fast achtungsvoll an. „Wie werde ich denn spotten! ich habe es meiner Großmutter im Sterben auch versprochen, und ich will ebenfalls beten. Da wurde es stille im Dachstübchen, und auf den Flügeln der Dämmerung flog ein Engel vorüber und trug die Bitten des großen und kleinen Kindes hinauf zu Gottes Thron.

Heute früh waren die Gesellen mit dem Werkmeister allein beim Kaffee; da ging es schon ungenirter und lebendiger zu, und Ludwig sah sich seine Kameraden näher an. Da war ein riesiger Mensch mit starken Knochen, dunklen Haaren und Augen, die Brauen waren über der Nase zusammengewachsen, das gab ihm etwas wildes und finsteres, und dies mehrte sich noch, als er den Mund aufthat; denn seine Sprache hatte etwas sehr rauhes und polterndes; er hieß Freise. Neben ihm saß ein schlanker, feiner Mensch, ein wenig schlaff und blaß in den Zügen, der gähnte mehrmals, er war noch müde; man nannte ihn Hirsch. Ludwig gegenüber am Tische befand sich ein höchst bewegliches Menschenkind, rund und frisch aber feingliedrig, der sprach so schnell und so fließend, als hätte er all sein Leben Reden gehalten; er hieß

Labetzky und war ein Pole, Ludwig verstand ihn nicht ganz, denn er mischte hin und wieder französische Brocken mit ein.

Der vierte Geselle schien ein fröhlich Blut zu sein; war ein Berliner Kind, und der erste, der unseren Ludwig anredete; die andern nannten ihn Bader. „Na, Sander, wie haben Sie geruht in der Weltstadt?" „Vortrefflich," sagte der; „die Weltstadt war da oben nicht zu sehen, da hat sie mich weiter nicht gestört." „Haben Sie Berlin noch niemals nicht gesehen?" Nein! „Na, da werden Sie die Augen aufsperren; Berlin, das giebts nur einmal, sage ich Ihnen." „Na," sagte der Pole: „damit machen Sie sich nur nicht groß; in London sieht es denn doch noch anders aus, und vollends in Paris, Sander, da würden Sie am Ende blind!" „Na dann ist es jedenfalls besser, nicht hinzugehen!" „Ja, Sohn," sagte der Pole, „glauben Sie mir, man wird ein anderer Mensch, wenn man dort gewesen ist; man kriegt Anschauung vom Leben, nun ich sage nichts weiter!" Sie gingen nun im Morgenlichte durch die Straßen mit den hohen Häusern, ein Stückchen sogar die Linden entlang: „O," sagte Ludwig mit Bedauern, „die Läden sind noch zu!" „Ja," sagte der Pole, „das ist nur von wegen Ihrer Blindheit; Sie sind noch nichts gewohnt, — wer weiß? Es

war ein ganz prachtvolles Privathaus, das heute zum Empfang des neuen Eigenthümers decoriert werden sollte mit Gardinen und Portièren von oben bis unten. Das war für Ludwig nun ein neuer Zweig seines Berufes, den er noch gar nicht kannte, er fand sich aber bald hinein, zu vollbringen, was man von ihm verlangte; wer überhaupt gewohnt ist, tüchtig und ordentlich zu arbeiten, der kann keine Arbeit, die er in die Hand nimmt, anders als ordentlich und pünktlich thun; so merkte er es bald, wenn er ein kleines Versehen machte, und verbesserte es; dadurch hatten die andern Gesellen nicht zu viel Anlaß, sich an ihm zu reiben, und wollte Freise einmal ausfallend werden, so hielt ihn Ohnesorge gewiß durch Blicke und Bemerkungen zurück. Das Geschäft selbst war ganz und gar nach Ludwigs Sinne. Wie sich allmählich die kahlen Räume wohnlich gestalteten, wie sich das Tageslicht durch die Gardinen milderte, und die Portièren so warm und weich herniederfielen, da wurde ihm ordentlich wohlig zu Muthe. Es war auch gar zu schön in dem Hause; die Zimmer waren theilweis so blank gebohnt, daß man sich im Fußboden spiegeln konnte, theils mit so warmen, weichen Teppichen belegt, daß der Fuß einsank; an den Wänden hingen Bilder; ja, die waren noch viel schöner als die von dem Maler

in Laubach; Landschaften mit Gletschern und Wäldern und Seen, ein großes Schlachtenbild mit Pulverdampf und kämpfenden Pferden und Menschen, Porträts vom König Friedrich Wilhelm IV und der Königin Elisabeth, auch einige unbekannte Herren und Damen; ja, das zog Ludwig manchmal von der Arbeit ab, und der Berliner mußte ihm dann einen kleinen Rippenstoß geben, daß er sich wieder hinein fand. „Sander, wundern Sie sich nicht so viel; Labetzky denkt sonst, Sie haben in Ihrem Leben noch gar nichts gesehen!“ „Na,“ sagte Ludwig lachend, „es scheint mir, daß er ziemlich recht hat.“ „Ist ja möglich; aber man muß sich so was nicht merken lassen, — das schadet der Achtung!“ Ludwig begriff nicht völlig, wie das mit der Achtung zusammen hängen sollte, aber er merkte sich den Wink. Als sie nun aber in den großen Gesellschaftssaal traten, da entfuhr ihm doch ein unwillkürliches „Ach!“ Diese Spiegel, diese Kronleuchter, diese Sophas und Sessel mit Sammet und Seide bezogen! „Was meinen Sie nun, ists nicht herrlich, fast um blind zu werden?“ sagte Labetzky; „nicht wahr, es giebt nur ein Berlin? Am Sonntag, wenn wir mal am Tage zu Hause sind, da sollen Sie es bei uns ganz in der Nähe noch von einer anderen Seite sehen; geben Sie acht, Sie sagen dann auch: Es

giebt nur ein Berlin!" Jetzt war ein Etwas auf dem Gesichte des Polen, das Ludwig nicht verstand; ob es Schmerz war, oder Trauer oder Wuth, das konnte man nicht ergründen; Ludwig wußte nur, daß er erschrack vor dem Blick aus diesen leuchtenden Augen; sie waren ihm plötzlich unheimlich, und es ergriff ihn eine Herzensangst, als sehe er von daher eine Gefahr kommen; er konnte das Gefühl nicht wieder los werden, es bedrückte ihn den ganzen Rückweg über, den man in der Dämmerung machte. Die Gesellen hatten reichlich Frühstück mitbekommen; das Mittagsbrot wurde erst gegen Abend verzehrt, da der Weg zu weit war, um ihn zweimal zu machen. Als sie heimkamen, und Ludwig an der Küche vorbeiging, stand da vor der Frau Urban ein kleines Mädchen in einem ganz zerrißenen Röckchen, das hatte ein braunes Töpfchen in der Hand, und Frau Urban füllte es mit Suppe. Ludwig blieb einen Augenblick stehen und sah, daß das Kind sich durchs Hofthor entfernte; er wollte da auch gern einen Blick hinaus thun, dachte an frische Luft, an Hof und Garten. Hilf Himmel! Der Hof sah aus wie eine dunkle Röhre; von allen Seiten schlossen ihn hohe Gebäude ein, einige sehr ärmlich gekleidete Frauen wuschen am Brunnen sehr ausgewachsene Kartoffeln, und als Ludwig den Kopf

emporhob, um den Himmel zu suchen, da blieben seine Blicke an häßlichen zerrissenen Lappen hangen, die an den oberen Fenstern des Hinterhauses zum trocknen ausgehängt waren. War es dies, was der Pole meinte mit dem anderen: „Es giebt nur ein Berlin?“ Ach, er hätte es kaum nöthig gehabt, am Sonntag früh den Neuangekommenen die Hintertreppe hinaufzuführen bis unter das Dach, und ihm die jammervollen ausgetretenen Treppen zu zeigen und die schiefhängenden Thüren; die Gestalten, die sich hin und wieder im Hofe zeigten, redeten für sich selbst. Ein altes Frauchen wanderte da herum an der Krücke, holte sich Wasser an der Kunst in einem kleinen Eimerchen; mehr hätte sie sicher nicht die Treppe hinaufgebracht; in einen einzigen Winkel des Hofes schien die Sonne hinein, dorthin trug eine bleiche Frau, sobald der erste Strahl am hohen Mittag über die Dächer kam, zwei elende Kinder mit krummen Beinchen; aus einem geöffneten Fenster hörte man das Stöhnen und Schreien einer Gichtkranken. Ludwig dachte an Laubach, wo auch die kleinste, elendeste Hütte ihr Gärtchen und ihren Hof hatte, wo die ärmste Mutter ihr Kindchen mit hinausnahm, wenn sie auf Arbeit ging, da lag es am Rasenrain, zappelte und streckte sich, und die liebe Sonne blickte es an und stärkte es wie alle Wiesenblumen rings umher,

wie die Gässelchen und Lämmer, denen es zujauchzte: „Wie kann das die Herrschaft mit ansehen?“ sagte er. Der Berliner versicherte: „Ach, hier bei uns ists nicht schlimm, der Herr läßt das arme Volk für ein Billiges wohnen und läßt manches nach an der Miethe, und die Frau hat manche Kelle Suppe übrig für die da hinten; drinnen in der Stadt, da ist es viel, viel schlimmer, da giebt es Gassen und Spelunken, in denen sich kein anständiger Mensch kann sehen lassen, ohne ausgeraubt zu werden.“ Ludwig schauderte; er dachte an den wilden Blick des Polen: „Es giebt nur ein Berlin.“ Am selben Sonntag, als er von der traurigen Reise durchs Hintergebäude herunterkam, erschien Wagner und bat den Meister um Erlaubniß, Ludwig für den ganzen Tag mit sich zu nehmen. Da ging es zuerst in die Matthäikirche hinein; sie mußten den ganzen Gottesdienst über stehen, aber Ludwig fühlte keine Müdigkeit, die Kirche war ganz gefüllt, der Gesang klang so kräftig, und der da auf der Kanzel stand, der sprach so väterlich und so fromm und ernst zugleich; man hörte ihm gern zu; Ludwigs Augen hingen an dem klaren Angesicht, und ein paar andere, auch nicht weit von ihm, die des Lehrlings Leopold, sie leuchteten, als strahlten die warmen glaubensvollen Worte des Pastors aus ihnen

wieder. Beim Ausgang aus der Kirche fragte Ludwig: „Wo gehen Sie heute hin, Leopold?“ „Zu meiner Tante, meines Vaters Schwester, die ist hier verheirathet und hat acht Kinder, da geht es vergnügt her.“ Wagner führte nun den Hungriggewordenen in eine einfache Restauration, wo es für einen mäßigen Preis einfaches gutes Mittagsbrot gab und ein Glas Bier. Sie ruhten dort ein wenig, und Ludwig erzählte von den Eindrücken dieser Woche; dann gings an das Wandern. Jetzt besah man nur alles von außen: „Es ist zuviel zu sehen,“ sagte Wagner; „man wird fast nicht fertig!“ Sie besahen das stolze Königshaus und das Zeughaus, das Denkmal des alten Fritz und das des großen Kurfürsten; sie gingen unter den Linden zurück bis ans Brandenburger Thor, und Wagner zeigte ihm die Victoria auf dem Siegeswagen; dann wanderten sie bis zur Dunkelheit im Thiergarten herum. Hier wo so viel Luft und Licht war, und das erste Grün an Büschen und Bäumen die Knospen sprengte, hier sprach Ludwig von dem engen Hofe des Meisters und dem Hinterhaus, in dem die armen Verkommenen wohnten; er hätte sie alle herausbringen mögen aus ihren Höfen. „Ja,“ sagte Wagner, „das ist schlimm in solcher Großstadt und läßt sich schwer ganz ändern. Aber sieh dich um unter dem Menschenstrom, der sich

hier durch alle Wege drängt und plaudert und lacht; da sind gar viele dazwischen, die in der Woche auch in engen Löchern wohnen; Sonntags thun sie dann das einzige Fähnchen an, was sie haben, und wenn sie hier im Thiergarten wandern bei Mutter Grün oder nach Grunewald oder Strahlau, — da sind sie so lustig wie die andern, und du kannst darauf wetten, daß sie alle stolz sind Berliner zu sein."

Sie waren in die Gegend von Bellevue gekommen; da kam ein leichter Wagen; drin saß ein Herr in Militärmütze und Mantel, und eine Dame mit schönen dunklen Locken und Augen; die Leute am Wege blieben stehen, und grüßten ehrfurchtsvoll. „Friedrich Wilhelm IV und die Königin," flüsterte Wagner. Sie grüßten freundlich rechts und links; Ludwig freute sich, beide so in der Nähe zu sehen, aber ein wenig verband sich bei ihm doch das Bild eines Königs mit Krone, Scepter und Reichsapfel und wenigstens vielen Ordensbändern auf der Brust und einem Hermelinmantel; so hingen König und Königin in der Stube des Schullehrers in Laubach, und er konnte es nicht gleich fertig bringen, die beiden einfachen Leute, die dort durch den Thiergarten fuhren, mit diesem Bilde in Einklang zu bringen. Voll von neuen Eindrücken, aber recht müde kam er nach Hause, zugleich mit Leo=

pold, der sehr aufgeräumt und lustig aussah. Es war bei Urbans Abendbrotzeit; die Meisterin nahm sie gar freundlich auf und bewirthete sie, und als Meister Urban in den Klub ging, lud sie Ludwig und Leopold ein noch bei ihr zu bleiben, und ergötzte sich an ihren munteren, kindlichen Erzählungen; von den andern Gesellen war noch keiner zu sehen. Vor Zehn brannte Leopold sein Lämpchen an und sagte: „Gute Nacht!" Ludwig ging mit ihm, denn er war ebenfalls müde geworden; sie lasen nun noch zusammen, und jeder that sein Abendgebet stille für sich; dann streckten sie sich voll Behagen in ihre Betten; noch waren sie nicht eingeschlafen, da kamen die vier tumultuarischen Bewohner des Nebenzimmers: „Hab ich es nicht gesagt," rief Labetzky; „kann der nicht sprechen? Es ist ein Mordskerl, meint ihr nicht?" „Ein bischen ungemüthlich ist er," sagte der Berliner; „so die halbe Welt mit der Keule todtschlagen, damit es besser wird, das ist nicht mein Fall. Ich denke, wenn die oben kommen, die das gekonnt haben, gehts denen, die dann unterliegen, auch nicht sanft. Was wirds werden? Eine große Keilerei, zuletzt lauter blutige Köpfe und lauter Ach und Weh; da verspreche ich mir nichts davon." „So," sagte die rauhe Stimme von Freise, „der Berliner will man blos in seiner Bequemlichkeit bleiben;

wirst bald sanfte daraus aufgerüttelt werden, mein Söhnchen, ich weiß, was ich weiß. In Frankreich sind sie schon weiter als hier, — ihr werdet schon sehen, wies kommt; und die dann hinter dem Ofen sitzen bleiben, die habens am schlimmsten; die kommen unter die Füße!" „Na," sagte Hirsch mit seiner müden Stimme, „nur heute Abend keine Revolution mehr; da will ich schlafen." Alle lachten; „Na denn schlaf doch, Schlafsack!" Der Unglückliche, nun ging der Lärm erst recht los; sie sangen ihm Schlaf- und Wiegenlieder, sie johlten und lachten, bis auf einmal Ohnesorges ruhige Stimme erklang: „Ruhig jetzt; solcher Lärm ist gegen die Hausordnung! wer sich nicht fügt, der geht morgen." Da wurde es stille; wenn auch noch einmal ein Murmeln und Brummen anging, als Ohnesorge sich entfernte, schlimm wurde es nicht wieder; sie mochten wohl auch müde sein. Es ging nun, so lange Wagner in Berlin war, in ganz gutem Zuge weiter; Ludwig arbeitete sich mit jedem Tage besser ein, Sonntags ging er mit Wagner in die Kirche und besah die Herrlichkeiten Berlins, sein kleiner, munterer Stubenkamerad wurde ihm mit jedem Tage lieber; es war ein ähnliches Verhältniß, wie in W. mit Wagner und ihm, nur umgekehrt, denn Ludwig selbst hatte ein Gefühl davon, daß der junge Leopold eigentlich sein Halt und seine

Stütze war. Es war ein schlimmer Sommer, wie Meister und Meisterin, wie jeder, der ins Haus kam, fortwährend versicherte; die knappe Ernte des vergangenen Jahres war aufgezehrt, wachsen wollte es nicht in Trockenheit und Sonnengluth; die Lebensmittel waren theuer, die Arbeit war knapp, und es war, als läge ein Druck und ein unheimlich Gefühl auf Stadt und Land. Die Betteleute, die ins Haus kamen, begehrten trotzig ihr Almosen, die Vagabonden und selbst die Handwerksburschen, die um eine Gabe ansprachen, wurden grob, wenn man sie nach ihrer Meinung nicht schnell genug bediente; die Arbeitsleute die im Haus zu thun hatten, wurden patzig, wenn man ihnen irgend eine Erinnerung machte, selbst Herr Urban und Ohnesorge, bei ihrer ruhigen stillen Weise, solcher Scenen völlig ungewohnt, mußten manchen unehrerbietigen Widerspruch ihrer Leute anhören. Es war, als hätte ein Tollkirschbaum alle Menschen in der Welt mit seinen giftigen Früchten gespeist, als wäre Mehlthau gefallen und hätte alles fröhliche Thun und Treiben unter seinem Schleier begraben. „Es ist rein wie vor einem Gewitter!“ sagte die Meisterin. Sie hatte recht. Es gährte, wühlte, wogte im Stillen; man konnte es nicht halten und nicht greifen; aber die irgend etwas von den Zeichen der Zeit verstanden, die

meinten: Das Wetter ballt sich in Frankreich zusammen, und gebe Gott, daß es nicht nach Deutschland herüber zieht! Wagner war heimgekehrt und hatte seine Rosine geheirathet; eine große Kiste guten Hochzeitkuchens war mit dieser Nachricht zusammen bei Ludwig angekommen, und dieser hatte eines Nachmittags zum Vesperbrot die Meisterleute, Gesellen und den Lehrjungen fröhlich damit bewirthet. Für ihn kam nun die große Frage wegen der Sonntagserholung. Wenn er seinem Herzen und seiner Neigung gefolgt wäre, würde er mit Leopold zu der Tante mit den vielen Kindern gegangen sein; aber das litt nun seine Gesellenehre nicht; denn die Begriffe von Ehre sind in der Welt verschieden und oft gar thöricht, richten auch viel mehr Unheil an, als einer denkt. Herr Ohnesorge ging zu seiner Braut. Labetzky hatte schon zuweilen angeläutet, Ludwig möge mit ihm gehen, er wollte ihn in die beste Gesellschaft bringen; aber hier hielt den Ludwig eine bange Ahnung zurück, nun war noch der Berliner und Hirsch; denn Freise war stille und wortkarg und schien seinen Weg für sich alleine zu machen. Hirsch forderte ihn eines Sonntags auf, ihn zu begleiten; er führte ihn in ein Lokal, wo Tanzmusik war, und alles das dicht beisammen, wovor ihn der Meister gewarnt hatte: das Saufen, die Karten

und die liederlichen Weiber. Aber, Gottlob! zu schrecklich, zu verletzend für Ludwigs Augen und seine Seele trat ihm hier die Sünde in der häßlichsten Nacktheit entgegen; nein, das hatte keinen Reiz für ihn. „Wo wollen Sie hin, Sander?" fragte Hirsch; „sehen Sie dort die schöne Blondine? sie wendet kein Auge von Ihnen ab; das ist eine große Auszeichnung." Empört wendete sich Ludwig um: „Pfui, hier ists gräßlich!" und als er draußen unter dem reinen Abendhimmel stand, war ihm zu Sinne, als müßte er sich einen Brunnen suchen und sich waschen vom Kopf bis auf die Füße. Er ging träumerisch weiter. Er hatte in dieser Woche gar viel unangenehme Eindrücke gehabt. Ihre Arbeit hatte sie in Häuser geführt, wo der raffinirteste Luxus wohnte, eine üppige Gasterei die andere jagte, wo die Hausfrau in seidener Robe auf der Chaise long liegend ihnen ihre Befehle zukommen ließ, und der Hausherr in seinem Kabinet bei Champagner und Austern saß, und als sie oben auf dem Boden des Hinterhauses sich Bretter zusammensuchen mußten, um Theatercoulissen zu malen, da hatten sie durch die Dachluke in ein gegenüberliegendes blindes Fenster hineingesehen, das soeben geöffnet wurde; da lag ein elender Mann im Bette, und eine bleiche Frau beugte sich über

ihn und gab ihm eine Brotrinde in Wasser geweicht. „Da sieht man, wie es hergeht in der Welt,“ sagte Labetzky, „wie nöthig es ist, daß einmal das Oberste zu unterst gekehrt wird, die reichen Unthiere schwelgen und prassen, und die Armen verhungern; sollen nun einmal selbst sehen, wie Hunger und Noth schmeckt.“ „Na Labetzky,“ sagte Leopold kühn; „Sie haben das bis dahin auch noch nicht geschmeckt, wenn so alles umgestürzt wird, können Sie es auch zu genießen kriegen!“ „So, kleiner Mann, hast du auch schon ein so hartes Herz, fühlst nicht mit den Armen?“ „Das ist eine Sache ganz für sich, Labetzky. Durch Revolution kriegen es die nicht besser.“ „Na, wodurch denn?“ fragte der Pole. Einen Augenblick zögerte Leopold; dann schlug er voll die schönen Augen auf. „Durch Christenliebe!“ „Christenliebe, haha!“ Sie lachten alle, nur Ludwig nicht, der gab ihm die Hand. Der Kleine hatte es aber nicht nur mit Worten. Er hatte zum Schlusse im Kabinette der Frau L. noch etwas Tapete zu kleben, sie rief ihn heran, um ihm ein Biergeld zu geben.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „ich möchte heute kein Geld, ich habe eine viel größere Bitte.“ „Nun, mein Sohn?“ fragte sie lächelnd. Da erzählte er ihr von dem, was sie vom Boden aus

gesehen hatten: „Sehen Sie, ich könnte ja mein Biergeld hinüber tragen, aber das hülfe doch nur ein ganz klein wenig, aber wenn gnädige Frau helfen wollten, Sie könntens gründlich!“ „Gewiß, mein Kind, will ich mich drum kümmern, du sollst deine Bitte nicht vergeblich gethan haben.“ Der Kleine hatte sich dann erkundigt und erfahren, daß die gnädige Frau ihr Wort voll gehalten hatte; die Leute hatten jetzt eine nette Stube, ein kleines Mädchen zur Aufwartung und alle Tage gute Suppe vom Tische der Herrschaft. Ganz glückselig hatte er das an Ludwig erzählt: „Sehen Sie, Sander, mit guten Worten kommt man weiter als mit Gewalt!“ Das war schön, aber volle Beruhigung hatte es nicht gebracht. Die große schwere Lebensfrage aller civilisirten Völker, sie beschwerte ihm den Kopf und das Herz, der Gegensatz von Arm und Reich, von Elend und Luxus, und immer wieder sagte ihm eine innere Stimme dasselbe Wort, das er so oft von Labetzky gehört: „so kann es nicht bleiben, es muß anders werden.“ Wohl hörte er daneben im Geiste Leopolds liebliche Antwort: „durch Christenliebe;“ aber das Wie und das Wann war ihm verborgen; er grübelte über diesen schwierigen Dingen und achtete wenig auf das, was um ihn vorging, bis sich ein Arm in den seinigen schob, und eine

freundliche Stimme sagte: „Na Sander, mitten in der Weltstadt so alleine? Waren Sie nicht mit Hirsch aus?“ Sander erzählte seine Eindrücke. „Das konnte man dem mattherzigen Kerl schon ansehen, wo seine Jugendfrische geblieben ist.“ „Wo gehen Sie jetzt hin?“ fragte Sander. „Ach, mich hat Labetzky in seine Kneipe bestellt, da will einer reden über die sociale Frage; er solls besonders schön verstehen. Eigentlich lasse ich mich durch solche Reden nicht gern aus meiner Ruhe heraus bringen, aber was will man machen, geschwatzt wird doch überall davon!“ „Ich dachte eben auch daran,“ sagte Ludwig; „in solcher großen Stadt fallen einem die Gegensätze sehr in die Augen; wollen Sie mich mitnehmen?“ „Gerne, Männecken, Labetzky wird sich freuen.“ Sie kamen in ein Wirthshaus, in welchem eine große Menge Gesellen und Handwerker beisammen waren, eine Wolke von Tabacksrauch schwebte über der Versammlung, so daß man anfangs einzelne Gestalten nicht unterschied, natürlich trank man Bier und nicht wenig; dennoch schien die Gesellschaft hier anständiger zu sein, schon weil die frechen Frauenzimmer fehlten. Nach einer Weile entdeckten sie Labetzky neben einem Herrn, der in seinem ganzen Aeußeren eine unverkennbare Aehnlichkeit mit ihm hatte, so daß

man wohl einen Landsmann und Volksgenossen in ihm vermuthen konnte. Labetzky sprang jetzt auf den Tisch: „Ruhe, mein Freund Barovsky will sprechen, er will sprechen über das Eigenthum und die Knechtschaft. Hören Sie, meine Herren!“ Allmählich wurde es ruhiger; der Sturm der Rede sänftigte sich. Barovsky, der ein ziemlich umfangreicher Herr war und keineswegs aussah, als habe er selbst durch die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter sehr gelitten, wurde mit vieler Mühe auf den Tisch hinaufgebracht, dort stand er und schnappte nach Athem. Zweimal setzte er an: „Meine Freunde!“ dann hatten sich seine Athmungsorgane beruhigt. „Meine Herren,“ sagte er ungefähr: „oder vielmehr, meine lieben Brüder, denn daß wir Herrn sind und Diener und Arbeitssclaven und Geheimräthe, das ist eine Einrichtung, die wir abschaffen müssen; im Paradiese schuf uns Gott als liebende Brüder.“ „Ne Männecken,“ rief der Berliner, „das ist ein netter Irrthum; im Paradiese schuf Gott nur Adam und Eva, und die beiden liebenden Brüder, die nach dem Paradiese zuerst auf die Welt kamen, von denen schlug einer den anderen todt; so hat es mich mein Schullehrer gelernt, und so wird dat ja wohl auch stimmen!“ Murren und heimliches Lachen ging durch die Versammlung. Der

oben auf dem Tische schoß wüthende Blicke nach dem Berliner. „Ruhig!“ schrie Labetzky, „keine Unterbrechungen!“ „Na, Labetzky, Berichtigungen müssen erlaubt sein, warum spricht er solchen Unsinn!“ Der Redner begann jetzt von Neuem: „Ob das im Paradiese war, oder sonst wo, das, meine Herren, braucht uns hier nicht aufzuhalten; dies sind veraltete Geschichten der Bibel, von denen niemand einmal weiß, ob sie wahr sind; das aber sagt uns schon die gesunde Vernunft, daß wir als freie und gleiche Geschöpfe erschaffen sind, daß wir dasselbe Recht haben an die Güter der Erde, und daß es eine große Ungerechtigkeit ist, wenn einer mehr sein will als der andere, und wenn einer mehr genießen will als der andere, und daß welche befehlen wollen, und die andern sollen gehorchen, das muß anders werden; Eigenthum darf nicht mehr sein, und kein bevorzugter Stand darf mehr sein, und die rohe Soldateska und der Staat und die Adligen und die Fürsten dürfen nicht mehr sein, und die Pfaffen, die dürfen erst recht nichts mehr zu sagen haben, dann steht der freie Mensch neben dem Menschen, dann entfaltet sich sein inneres Leben ungehemmt, dann;“ der Redner schnappte nach Athem. „Dann,“ sagte der Berliner, „fällt einer über den andern her, denn jeder will dann die Freiheit

haben, zu nehmen, was ihm am besten gefällt; wird das eine Balgerei werden, Hurrah!" „Jetzt schweigst du einmal still, Bader!" schrie Labetzky, „wir müssen doch erst einmal hören, was Herr Barovsky meint." „So, still schweigen soll ich; wer will mir denn das befehlen? der da oben sagte ja eben: Befehlen ist nicht mehr!" „Jetzt ist die Menschheit noch nicht frei," fing Barovsky wieder an, „jetzt ist noch nicht der große Wurf gelungen, das muß erst errungen werden, errungen Brüder, durch unseren Schweiß und durch unser Blut, wenn es nöthig ist. Wir müssen das Vaterland erretten von seinen Tyrannen, eine freie Verfassung müssen wir haben, wo jeder so viel gilt wie der andere, wo das oberste Gesetz ist: Eigenthum ist Diebstahl! — getheilt muß werden, ganz gerecht getheilt. Meint ihr etwa, Brüder, dies sei eine Unmöglichkeit? denkt ihr an die Macht, an die Regimenter, an Flinten und Kanonenkugeln! Wartet, wartet nur eine kleine Zeit; der große Brand glüht unter der Asche; bald, bald werdet ihr seine Feuerzeichen am Himmel aufflammen sehen; dann Hand in Hand und Herz an Herz vereint schwebt uns voran die rothe Fahne der Freiheit und der Menschenrechte; eine begeisterte Schaar bricht hervor aus dem Dunkel, rüttelt an den Einrichtungen der Tyrannei

und Knechtschaft, die unter ihren nervigen Faustschlägen brechen.“ — Ja, es brach etwas in diesem Augenblick, nicht unter den Faustschlägen der Revolutionsmänner, sondern unter dem Körpergewicht des Herrn Barovsky, nämlich der alte Tisch, auf dem er gestanden, und neben dessen Trümmern sich nur noch die Umrisse seiner hilflos nach oben gerichteten Stiefeln zeigten. Der unglückliche Begeisterte! Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen; nur einige wenige eilten ihm zu Hilfe, die andern waren so gepackt von dem passenden Intermezzo in seiner Rede, daß ein nicht enden wollendes Gelächter immer wieder neu emporbrauste, und von der Wirkung dieser Rede über allgemeine Menschenrechte in diesem Augenblicke nichts mehr zu hoffen war. „Kommen Sie fort!“ sagte der Berliner, „es ist ganz alberner Schnickschnack. Der Kerl weiß gar nichts.“ Ludwig nickte: „gewiß weiß er nichts, und das ist ganz traurig, denn die Uebelstände sind doch in Wahrheit vorhanden!“ „Ich weiß nicht, wie Sie mir vorkommen, Sander? Der ganzen Menschheit kann ich nicht helfen, da schlag ich mirs lieber ganz aus dem Sinne. Vor Revolution hier in Preußen, da habe ich keine Angst. Wir hängen zu lange und zu feste zusammen mit unserem königlichen Hause,

und unsere Truppen sind stark und treu, die leidens nicht." Ludwig blieb in schweren Gedanken; alle die Gegensätze, welche die Großstädter seit ihrer Kindheit sich gewöhnt hatten zu sehen, waren ihm plötzlich und unvermittelt vor die Seele getreten; darum empfand er sie tiefer und nachhaltiger. Als er des Abends Leopold davon erzählte, schüttelte der den Kopf. Gott sieht es alles, und er wird wohl Mittel und Wege finden, es zu ändern; das kann doch nicht das richtige sein, sich zu empören und den König abzusetzen, dem alle Treue geschworen haben, und der es wahrhaftig gut mit uns meint. Das ist ja alles ganz gegen Gottes Gebot. Denken Sie, Sander, wenn dann Freise und Labetzky regierten, ob es wohl den armen Leuten besser ginge? Und bei so einem Drunter und Drüber, da gäbe es ja vollends keine Arbeit und keinen Verdienst; nein, nein, das ist sicher das Rechte nicht." Als Ludwig die Bibel aufschlug, da war heute eine sehr passende Stelle angezeichnet: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Römer 13, 1—5. Da beruhigten sich die Wellen, und der Friedensgeist zog wiederum ein.

8. Kapitel.

Revolution.

Aber die Versuchungen kehrten wieder. Er ging jetzt öfter mit dem Berliner ins Freie hinaus, zu den Thieren in den zoologischen Garten, aber auch in Bierwirthschaften und Kaffeegärten; nicht an verborgene und verrufene Orte. Aber es war in diesem Sommer schlimm; die Dürre wuchs, und die Noth wuchs; überall brach Unzufriedenheit heraus, überall hörte man Variationen über das Thema: „Es muß anders werden!“ Einigemale traten auch Redner auf, die es geschickter und feiner anfingen als Barovsky, und denen man wirkliche, warme Theilnahme fürs Volk, ideale Anschauungen über Verbesserungen anmerkte, und deren Begeisterung für ein so unerfahrenes Wesen, wie Ludwig war, sehr ansteckend wirkte. Gegen den Herbst, als der Nothstand immer noch anhielt, kam man in den höheren Schichten darauf, Gesellschaften und Bälle zu beschränken, und die Kosten in die Armenkasse zu geben. So trefflich es gemeint war, gab es neuen Grund zur Unzufriedenheit her. All die Handwerker und Arbeitsleute,

die auf diesen nicht geringen Verdienst zu rechnen gewohnt waren, fingen nun auch an zu klagen und zu jammern: die Garköche, die Maler, die Schneiderinnen, die Lohndiener; eine ganze Klasse war wieder in die Unzufriedenheit hineingezogen. Dennoch! Man fühlte den Druck, man theilte die Verstimmung, aber die Mehrzahl des Publikums in geordneten Verhältnissen fürchtete durchaus keinen gewaltsamen Ausbruch. Es war Anfang Februar, — da fing die Sonne schon an, warm vom Himmel zu blicken, die Luft wehte milde, man fing an an lindes Lenzeswehen zu denken; da fuhr als ein erschütternder Schreckschuß von Frankreich herüber die Nachricht: In Paris ist Revolution; das Ministerium ist aufgelöst, Louis Philipp weggejagt, sein Thron aus dem Fenster geworfen. Da sah man sich wohl bleich und erschrocken an, aber noch war in den besitzenden Klassen die Zuversicht lebendig: Bei uns kanns nicht so werden! Aber es wühlte, wühlte unter der Decke und auch sichtbar für manche Augen. Der Pole und Freise waren allabendlich aus und kamen geheimnißvoll und still nach Hause; dann wurde Ludwig und der Berliner ins gemeinsame Schlafzimmer gerufen; dort wußte Labetzky die Gemüther zu begeistern und zu erhitzen, und Sonntags, wenn einer der berühmten und ruhigeren Redner

sprach, wurden die Beiden mitgenommen; der Zunder lag im Herzen, der Funke zündete; selbst der Berliner wurde fortgerissen, Ludwig war unschwer zu fangen; er kam sich wie ein Held, wie ein Märtyrer für eine große Sache vor; als unentbehrlich bei der Arbeit eine neue, große Zeit heraufzuführen; man hatte ihn beruhigt. Der König sollte ja bleiben, man wollte von ihm ja nur eine Verfassung erbitten, die allen Mängeln des bisherigen Daseins abhelfen sollte. Leopold bat und warnte: „Sander, lassen Sie sich nicht von den andern fangen; es ist ja alles, alles Blendwerk und gegen Gottes Gebot!“ Es half nichts: „Das verstehen Sie nicht, Leopold; keine gute Neuerung zieht herauf ohne Stürme, und ich will nicht feige zu Hause hinterm Ofen bleiben, während meine Kameraden Thaten thun fürs Vaterland!“ Dann schwieg der Knabe, und Thränen traten ihm in die Augen, und Ludwig ahnte, daß und wie er betete. Ja, er ging die ganze Zeit neben ihm wie der Engel neben dem jungen Tobias; aber er konnte ihn nicht mehr erreichen mit seinem treuen Wort. Der 18. März stieg herauf; der Meister mußte wohl seine Ahnungen haben: „Ihr bleibt heute hinten in der Werkstube und nehmt die Schilder und Schützenfahnen vor, die noch zu malen sind.“ Freise

machte Einwendungen. „Es bleibt, wie ich es sagte," sprach der Meister; „wer anders will, der ist mit heute entlassen." Vorläufig blieben sie, aber die Hände ballten sich unter dem Tische, die Arbeit wurde murrend und halb gethan. Endlich stürzte ein Neffe des Meisters herein: „Meister, es geht los; sie haben das Schloß belagert, und jetzt bauen sie Barrikaden, und horch! sie schießen." Der Meister schlug die Hände vor die Augen; als er sie sinken ließ, — da war der Freise fort und Labetzky fort und der Berliner, und Ludwig rannte soeben zur Thüre hinaus, und hinter ihm Leopold: „Sander, Sander; bleiben Sie hier, ach es wird Ihnen leid;" aber es half nichts; Ludwig schnallte sich draußen im Schuppen einen alten Säbel um; noch war er nicht damit fertig, als des Meisters schwere rechte Hand auf seiner Schulter lag. Der Meister war wohl stark, aber Ludwig war geschmeidig wie ein Aal; wie ein solcher schnellte er empor und floh davon, Leopold immer nach! „Meister, ich hole ihn ein, ich bringe ihn wieder." Der rief: „Leopold, Leopold!" Aber Leopold dachte an nichts als an Sander und schrie in einen fort: „Sander, Sander, kommen Sie heim, thun Sie doch nicht solche große Sünde!" Der wandte sich nicht; erst als sie in das Getümmel und an die ersten Barrikaden kamen, da

drehte er sich um. „Um Gottes willen, Leopold, geh nach Hause.“ Denn oben auf der Barrikade standen schon Freise und Labetzky, letzterer mit der rothen Fahne im tollsten Handgemenge, Flintenkugeln schlugen hie und da ein; manch junges frisches Blut sank getroffen nieder; da, als Ludwig bemüht war, die Barrikade zu ersteigen, da hielt ihn noch einmal Leopolds Hand: „Sander, Ludwig Sander, um Gottes willen, noch ists Zeit, o komm, — ach Gott und Herr!“ Was war da? Ludwig sah sich um; da lag lang ausgestreckt Leopold und hielt die Hand aufs Herz. Das Herz voll treuer starker Christenliebe, eine Kugel hatte es durchbohrt; er war todt. Ein sanftes Lächeln lag auf dem bleichen Gesichte. Jetzt war für Ludwig alles, alles vergessen! Noch wars für ihn möglich herauszukommen aus dieser Stelle, da es am Anfange der Barrikaden war; er sprang herab von seinem hohen Standpunkt und schleppte die Leiche zurück, — dort wars noch ruhig. Er hätte sie gern in ein Haus gebracht; aber die waren alle verrammelt und die Läden geschlossen. So kniete er in einem tiefen Thorweg, und hielt die entseelte Hülle des süßen Knaben, seines besten Freundes auf dieser Erde im Arm, und ihm war, als wäre er Kain und hätte den Knaben gemordet. Weinen konnte er nicht, klagen konnte er nicht; das Entsetzen

schüttelte ihn; er blickte nur auf das bleiche, stille Gesicht. Stunden vergingen, er rührte sich nicht; endlich, als sich der Kampf mehr vorwärts zog, öffnete leise eine Hand den Thorweg ein wenig, und zog ihn und den Todten hinein, sorgfältig wieder schließend. Ein alter Thürhüter stand vor ihm: „Kommt hier in meine Klause; ich will ihm Wasserumschläge machen, vielleicht kommt er zu sich!“ Ludwig schüttelte den Kopf; er wußte, daß er todt war. „Lieber Gott, hat das Kind auch schon auf den Barrikaden gestanden?“ „Nicht gefochten,“ sagte Ludwig, „er wollte mich herunter holen, es war nichts als Liebe!“ Da flossen seine Thränen; er warf sich über die Leiche, und es kam nun ein solcher Ausbruch des Schmerzes, daß der alte Mann erschüttert daneben stand. Endlich faßte er Ludwig am Arm: „Fasse dich, mein Sohn! dem da ist wohl im himmlischen Jerusalem; du, nimms als ernste Warnung, dazu wirds dir wohl geschickt sein.“ Er benachrichtigte nun seine Herrschaft, brachte Ludwig Wein und Brot, und die Frau vom Hause kam herunter, stand bei der Leiche und weinte und sagte Ludwig ein theilnehmendes Wort: „War es dein Bruder?“ „O nein, nur meines Meisters Lehrling wars, er hatte mich aber so lieb, von der Vorstadt lief er mir nach, und: Sander! Sander! rief er immerfort,

bis ich auf der Barrikade stand; da wollte er mich noch am Rock herunterziehen, und dabei ist ihm die Kugel durchs Herz gefahren.“ Und wieder kam ein Schmerzensausbruch; die blasse Frau stand tief erschüttert dabei: „Sie thun mir sehr leid, Sander, noch viel mehr als dieser, der im tiefen Frieden schläft. Sie können ihn nicht wecken, aber Sie können sich durch seine Liebe zur Umkehr bringen lassen, das würde ihm der schönste Lohn für seine Treue sein.“ Die Nacht verging noch unter großer Unruhe auf den Straßen; gegen Morgen hatte das Schießen aufgehört; man hatte Ludwig ein Bett geben wollen, er war aber von der Leiche nicht fortzubringen, und wenn der alte Portier im Nebenstübchen wirklich einen Augenblick die Augen schloß, weckte ihn wieder Ludwigs tiefes banges Stöhnen. O für wie viele Leute in Berlin war das eine entsetzliche Nacht, am schwersten wohl für den tief getroffenen König und seine Königin, und wie viele Herzen klagten und bebten mit ihm und für ihn, als am anderen Tage die Nachricht im Lande sich verbreitete!

Herr Urban und seine Frau waren in Schrecken und Bangen ebenfalls aufgeblieben; gegen Morgen, als man kein Schießen und kein Getümmel mehr hörte, wollten sie eben Läden und Hausthüre schließen, um nachzuschlafen, wenn es möglich wäre,

als blaß und verstört wie ein Geist Ludwig auf der Schwelle stand: „Sander, wo ist Leopold?“ fragte der Meister. „Wo ist dein Bruder Abel?“ hörte Ludwig heraus; „Todt,“ sagte er tonlos, und dann fiel er vor des Meisters Füße in eine tiefe Ohnmacht. Wer beschreibt die Verwirrung der nächsten Stunden! So erzürnt der Meister und die Meisterin gewesen waren; dieser Anblick erregte ihr Mitleid; mit kalten Umschlägen und stärkenden Tropfen und Wein wurde der Ohnmächtige wieder zum Leben gebracht, auf reinem, weichen Lager erwachte er, seine erste Frage war: „Haben sie ihn schon hergebracht?“ In dem Augenblicke kamen zwei Träger mit einem Krankenkorbe und brachten Leopolds Hülle; die guten Leute in dem Hause hatten es so geordnet. Welch neuer Jammer; „Gottlob! daß er nicht mehr Vater und Mutter hat,“ sagte die Meisterin; „seinem Onkel und seiner Tante müssen wir es gleich ansagen!“ Unaussprechlich war Ludwigs Qual, als diese mit einem Theil ihrer Kinder jammernd ankamen. „Um Gottes Willen?“ sagte der Onkel; „er ist doch nicht mit auf den Barrikaden gewesen!“ „Ja, er war darauf, aber nur um mich herunter zu holen, aus Christenliebe!“ Und wie ers erzählte, da flossen aus allen Augen Thränen, und sein Onkel, selbst noch schluchzend, sagte: „Dann Kinder, dann klagt nicht;

dann freuen sich jetzt wohl Vater und Mutter droben, daß sie ihn wieder haben. Sander, er hat Sie sehr lieb gehabt; alle Sonntage hat er von Ihnen erzählt; lassen Sie sichs eine schwere Warnung sein, und machen Sie nicht wieder solche Sachen! Kennen Sie das gute Sprüchlein noch aus der Schule: Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht." Ob ers kannte? er dachte an den Abend in Laubach, wo es ihm Anna von der Wirthshaustreppe aus zugerufen hatte. Seine Schwester Anna, ach, was würde sie sagen; sie schrieb aus ihrem Dienst heraus so treue, warme Briefe an ihn, gerade als ob sie die Großmutter gewesen wäre. Wie würde sie sich sorgen um ihn, und was würde sie sagen, daß er wirklich unter die Empörer gegangen. Wie Schuppen fiel es ihm von seinen Augen, vorbei, vorbei war aller Stolz auf sein Heldenthum. Hätte er nur beten können, aber alles in ihm und um ihn war trostlos todt und grau. Gegen Mittag kamen Labetzky und der Berliner mit großem Geräusch. Ernst trat ihnen der Meister entgegen: „Ich habe gesagt, daß ich den entlasse, der die Arbeit gestern verließ, und Sie wissen, ich bin ein Mann von Wort." „Meister," sagte Labetzky, und warf sich in die Brust; „wenn Sie überall nun noch Gehilfen haben wollen, so geben Sie klein bei; wir kommen

als Sieger; der König zieht die Truppen zurück, er giebt eine Verfassung; jetzt haben wir das Heft in Händen, und wer mit der neuen Zeit nicht mit will, dem gehts nicht gut.“ „Das ist Ihre Sache nicht, Labetzky, wie es mir ergeht; jedenfalls bin ich noch Herr in meinem Geschäfte und kann bestimmen, wen ich als Gesellen haben will und wen nicht; Sie gehen, Labetzky, und Bader und Freise auch.“ „Meister,“ sagte der Berliner, und schwankte, daß er sich an einem Stuhle halten mußte; „Freise geht überhaupt nicht mehr; der ist gefallen mit der Fahne in der Hand.“ Der Meister stand erschüttert; „Kinder, Kinder was für Schreckenszeit! Vorgestern noch alle um den Tisch wie frische junge Aepfel, heute zwei todt, einer aus Liebe, und einer aus Verblendung; Gott erbarme sich! Und ihr zwei seht auch aus, als hätte euch inwendig der Tod gepackt. Labetzky, Sie gehen; Sie können sich aber erst einmal ihre drei Kameraden ansehen, einen im Sarge, und zwei wie zerbrochene Bäume, das haben Sie auf Ihrem Gewissen! Ludwig Sander und Bader bleiben jetzt hier, bis sie wieder zu sich und zu Kräften kommen; dann sehen wir weiter!“ „Ja Meister, wir sehen weiter, und Sie, das prophezeie ich Ihnen, Sie werden noch Ihr Wunder sehen, wenn die neue Zeit heraufsteigt!“ Damit ging er ab. Es wurde

nun nicht mehr viel gesprochen; die Meisterin nur nöthigte zum essen, besonders die bleichen jungen Leute. „Kinder, ihr könnt nichts helfen, gar nichts, wenn ihr euch nun auch noch krank und elend macht. Kommen Sie, Sander, es ist Ihre Lieblingssuppe, nicht? Doch! ein wenig essen Sie mir zu Gefallen; nehmen Sie, Bader, es thut Ihnen sicher gut. Du liebe Zeit, Sie sehen ja aus wie ein ausgenommener Hering.“ Beide nahmen und aßen ein wenig, der Meisterin zu Gefallen, aber sie schoben es bald wieder weg; zu fürchterlich lebendig standen vor ihren inneren Augen die eben durchlebten Scenen. Trübe war es und trübe blieb es, die nächsten Tage über; draußen nicht, da lachte die Sonne, und Schneeglöckchen und Veilchen blühten, und die Bäume im Thiergarten schimmerten grün; es war, als bemühe sich die ganze Natur, zu lindern und zu versöhnen, was die Menschheit verbrochen hatte. Mitten in seinem Jammer hatte Ludwig diesen Eindruck, als er mit zitternden Knieen am Grabe Leopolds stand. Nicht mit den Barrikadenkämpfern begrub man ihn; er fand sein Plätzchen draußen auf dem Friedhof, nahe bei Vater und Mutter; Onkel, Tante, Meister und Meisterin, Ludwig und Bader fuhren in zwei Kutschen dem blumenbedeckten Sarge nach, und der Geistliche, den man darum gebeten hatte, sprach

über die Worte: „Die Liebe ist stärk wie der Tod.“

Als sie nach Hause kamen, still aber tief erschüttert, trat ihnen im Hausflur ein kräftiges junges Mädchen in einfacher Kleidung entgegen. Sie eilte auf Ludwig zu, ein paar Minuten starrte er sie an, dann rief er: „Anna, Anna! ach liebe Anna!“ und lag in ihren Armen und schluchzte. Sie hielt ihn umfaßt, auch ihre Thränen flossen; auch sie sah blaß und angegriffen aus. „Es litt mich nicht,“ sagte sie, „ich mußte nach Ludwig sehen. Meine Herrschaft war sehr gut; sie fürchteten bloß, ich würde in Gefahr kommen; aber ich bin ja doch so lange Botenwege gegangen bei Tag und Dunkel, und unser Herr Gott ist ja überall, ist mir auch gar nichts Schlimmes begegnet, nur Lärm war an manchen Stationen; aber hier in Berlin (sie hielt sich mit beiden Händen die Augen zu) gerade vorm Schlosse; da kam der lange Leichenzug von den Gefallenen, und gar nicht feierlich; schreckliches Volk lief mit auf beiden Seiten, auch wüthende Weiber, und oben auf dem Balkon, da stand der König; die Leute sagten, sie hätten ihn gezwungen zuzusehen; er sah aus wie ein Märtyrer, so leidensvoll, und sie riefen ihm häßliche Worte zu. Gott im Himmel, was kann auch unter der Sonne geschehen; dasselbe Volk, das

ihm so oft zugejauchzt hat, gerade wie bei unserem Herren! Aber Ludwig, gelt, du bist doch nicht auf den Barrikaden gewesen?" Er schwieg und weinte; belügen wollte er die Anna nicht. „Sie haben ihn verlockt wie so viele!" sagte der Meister betrübt. „Das ists nun eben," sagte Anna; das fehlt ihm, daß er feste steht und sich wehrt; darum möchte ich ihn lieber jetzt von hier fort haben; ich war bei Wagners vor; ich dachte, wenn der einen Gesellen brauchte; er hat aber sehr ordentliche Leute und meint, es würde bei der Unruhe wenig Arbeit geben. Rosinen habe ich aber versprochen, mich nach der kleinen Müllergertrud, ihrer Nichte, umzusehen; die ist hier bei Verwandten von Wagner zur Hilfe, beim Kaufmann Wend; wenns gefährlich ist, soll ich sie mitbringen." Mitten hinein ins unruhige Berlin hätte der Meister die Beiden nicht gerne gehen lassen, Ludwigs wegen, für den das Zusammentreffen mit Bekannten zu fürchten war; als aber Anna die Adresse nannte, zeigte sich, daß Wends auch in derselben Vorstadt und nur wenige Straßen entfernt wohnten, und so gingen die beiden Geschwister mit einander ab. Sie fanden die Leute betrübt, sehr betrübt, aber ruhig und gefaßt, Gertrud wurde gerufen; sie war zu Ostern eingesegnet, ein langer, schlanker Backfisch; beinah hätte sie Ludwig nicht wieder erkannt, die

kleine Freundin. Nur ihre hellen Augen waren es noch und ihre freundliche, fröhliche Stimme. Sie trug den kleinen einjährigen Gottlieb Wend auf dem Arme, als sie hereintrat. Als Anna von der Sorge ihrer Eltern sprach, und daß sie versprochen hatte, Gertrud mitzubringen, wenn Gefahr für sie sei, erschraken Wends sehr; aber das Mädchen blieb ganz ruhig. „Nein, Onkel und Tante, ich gehe jetzt nicht fort; das Gottliebchen hat sich doch an mich gewöhnt, und ich weiß Bescheid im Hause, und auch mit deinen Magenkrämpfen, Tante; zu Hause hat die Mutter Katharinen, die ist stärker als ich und hilft ihr mehr." „Ja, aber," sagte Onkel Wend: „ein paar Läden haben sie schon zerstört, wenns an unsern auch kommt!" „Onkel, sie können nichts thun, als was Gott zuläßt, kommts so, dann bringe ich durchs Hinterhaus Gottliebchen fort; jeder auf seinen Posten! sagt mein Vater; ich bin hier nöthig auf meinem, denn ein Mädchen, das Gottliebchen so gut ist als ich, kriegt ihr nicht gleich wieder!" „Ja, das wissen wir wohl!" sagte die Tante. Anna verstand Gertruds Entschluß; sie hätte an ihrer Stelle ganz ebenso gehandelt. Auf Ludwig wirkte er wunderbar stärkend; er hatte nur die eine Sehnsucht gehabt: fort, fort aus Berlin. Jetzt dachte er: Was so ein Mädchen kann, das muß

ich auch können; wenn der Meister mich behält, so bleibe ich.

Wends waren noch nicht sehr lange in Berlin; Wagner hatte ihnen schon von Ludwig gesprochen und Gertrud auch, aber sie hatten noch keine Gelegenheit gefunden, sich um ihn zu bekümmern, nun lud Frau Wend ihn herzlich ein, manchmal des Sonntag, Nachmittags zu ihnen zu kommen, Anna war sehr froh darüber, und Ludwig versprach es sehr gerne. Mit dem Meister hatte Anna eine lange Aussprache; sie war bedenklich, Ludwig hier zu lassen, Urban war besorgt, ihn in die weite, jetzt überall unruhige Welt hinauszustoßen, ohne eine gute Stelle für ihn zu wissen: „für hier habe ich jetzt keine große Sorge, — die Warnung, die er bekommen hat, ist ihm tief gegangen; Sie glaubens gar nicht, was für ein Junge der Leopold war! Ich werde jetzt wahrscheinlich wenig Arbeit haben und keine neuen Gesellen annehmen; da haben wir Zeit, Ohnesorge und ich, uns der beiden Waisenkinder anzunehmen; Bader ist auch eins, auch kein schlechtes, aber ein leichtsinniges." Der Abschied von Anna wurde dem Bruder sehr schwer und der Beginn der Arbeit auch. Auf Schritt und Tritt fehlte ihm Leopold; wenn er auf seine Kammer kam und die Bibel vom Rück herunter nahm, saß er oft

lange, ohne hinein zu sehen, und grübelte über die Frage: Warum hat es nun Gott gelitten, daß dieser gute Mensch sein unschuldiges Leben verlieren mußte, und daß ich nun diesen Stein auf meinem Herzen habe und mit mir schleppen muß lebenslang? Und warum giebt es solche Mißstände auf der Welt, daß Revolution und Blutvergießen wird, und warum bin denn ich nach Berlin gekommen, um das alles mit zu durchleben? Dann sann er und sann und legte die Bibel aufs Rück hinauf, ohne zu lesen, und sich ins Bette, ohne gebetet zu haben. Denn es giebt keinen unglücklicheren Zustand für die Seele, als dies ewige Fragen: warum? erstens weil es eine inwendige Auflehnung, wenn auch noch so verborgen, gegen Gottes guten, gnädigen Willen ist; dann, weil es Gottes Fügungen aufbürdet, was die menschliche Sündhaftigkeit allein sich aufgeladen hat, und weil es der Seele allen Frieden nimmt, und alle Kraft, in wahrer Reue und Buße die eigene Schuld zu erkennen, und sich von derselben rein waschen zu lassen in Jesu Blut. Daß es mit Sander schlecht stand, das sah der Meister; aber der Schlüssel zur Quelle des Leidens, der fehlte ihm. Auch Bader ging gedrückt herum. Die Augen waren ihm aufgegangen über das Verderbliche der ganzen Bewegung, und was jetzt

täglich geschah, das trug nicht bei, die Stimmung zu verbessern. Der Prinz von Preußen war nach England gegangen, sein Palais war, um es zu schützen, für Nationaleigenthum erklärt, und die Studenten löſten sich darin ab als Wachen, bis schließlich fortwährende Reibereien und Unruhen die Behörden veranlaßten, die höheren Lehranstalten zu schließen, die Musensöhne, Künstler und Baubeflissenen zum größten Theil Berlin verließen, und die Bürgerwehr die Wache bei den öffentlichen Gebäuden übernahm. Eine Märznacht erschien nicht wieder, aber allerlei Scandal und Plünderung einzelner Locale, Verhöhnung von Ordnung und Gesetz, wüste brandstiftende Reden, Zusammrottungen auf den Straßen, gräuliche Exzesse, Drohbriefe; all diese schrecklichen Begleiter der Revolution kamen nicht zur Ruhe, fast das ganze Jahr hindurch. Dies war, was Ludwig sah und hörte; denn die Drangsale, die sein König und die neuen wechselnden Minister erlitten, die Gefahr, in welcher die Regierung und Leitung des Landes, in welcher das Bestehen des Staates schwebte, das entzog sich seinen jungen Augen. Das Ausgehen war ihm ganz und gar verleidet; überall hörte er Lästerreden, nicht nur auf König und Obrigkeit, nein vornehmlich auf die „Pfaffen," ja Lästerungen Gottes; denn lange schon, seit

Anfang der vierziger Jahre und eher noch, waren, wie das ja immer wieder im Laufe der Zeiten der Antichrist eingerichtet hat, Lügenpropheten aufgestanden, die vorgaben ein neues, heilbringendes und freimachendes Evangelium zu verkündigen, und sich mit aller Macht bemühten, den Glauben an Gott und seinen Sohn, ja an die Unsterblichkeit der Seele aus den Herzen heraus zu reißen; und bei gar vielen armen Menschenkindern war ihnen dieses nur allzuwohl gelungen. Neu war die Sache nicht, schon in den Psalmen steht: Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrscht! und gleich darnach: Aber der Herr spottet ihrer, der Herr lachet ihrer, — sie taugen nichts und sind ein Greuel mit ihrem Wesen, — er wird einst mit ihnen reden in seinem Zorn und mit seinem Grimm wird er sie schrecken u. s. w. Ueberall, wo ein junger Mensch ruhig seines Weges ging, machten sich die losen Brüder an ihn heran; überall, — auf Straßen und in Wirthshäusern hörte man solche Stimmen, — sogar freche Frauen fingen an, hier und da das Volk durch wilde Reden aufzuregen. Noch war nichts, — gar nichts zu sehen von dem Glücke und der Herrlichkeit, welche die Volksredner denen verheißen hatten, die für den Umsturz der bestehenden Verhältnisse kämpften. Es lag über allen treuen, ruhigen

Unterthanen wie eine schwere, schwere Wolke. Ludwigs einziger Ausgang war zu Wends; hier fand er stille, friedliche Leute, und bei Gertrud ein heiteres, stets getrostes Angesicht. „Siehst du, Ludwig, das ist wie ein Gewitter, das sich in den Bergen gefangen hat und nicht heraus kann; lange, lange richtet es nur Verwüstung an, bricht Bäume um und schwemmt Land weg, und wenns dann endlich vorbei ist, und Gottes Sonne scheint wieder, hat es doch die Luft gereinigt auf lange Zeit; ich meine, wer so gar nichts versteht davon, wie du und ich, der thut am Besten, stille seine Pflicht zu thun und abzuwarten, wo es hinaus will; Gott hat doch seine Hand darüber und hat es zugelassen, und wenn wir nur ihn desto lieber haben und treu sind, — kommt doch ein Segen nach. Ludwig seufzte: „Ach Gertrud, ich habe schon wunderliche Gedanken gehabt, seitdem Leopold starb; wenn ein Gott ist, warum hat er das geschehen lassen? Manchmal wenn sie so reden: Es ist kein Gott, — wird mir ganz angst und bange; wenn das wahr wäre!“ „Ach du,“ sagte sie ganz erschrocken, „du hörst auch immer auf alle Dummheiten und nimmst dir das Schlimmste heraus. Weißt du denn das nicht, daß ein Gott ist und ein Heiland? Hat er dich denn noch niemals getröstet, wenn du traurig

gewesen bist, und dir geantwortet, wenn du gebetet hast? Das ist mir doch immer, als ob ich ihn höre und sehe. Es ist auch gar nicht wahr, so was Schreckliches denkst du gar nicht, — das bildest du dir ja reineweg ein! Suche du nur den lieben Gott, bete hübsch und gehe in die Kirche, da wirst du ja merken, daß er da ist." Das that ihm wohl, und er machte den Versuch ihr zu folgen, aber sein Herz war krank und matt, sein Leib auch; er sah bleich aus, sein Gang wurde langsam, seine Augen trübe, er mochte nicht essen und trinken, und als es im Laufe des Sommers und Winters nicht besser wurde, sagte der Meister: „Ludwig, ich glaube, Ihre Schwester hat recht; die Berliner Luft vertragen Sie jetzt nicht, gehen Sie wandern." Er schrieb an Anna, die sorgte, daß seine Wäsche noch einmal hübsch in Ordnung kam, er selbst schaffte sich dauerhaftes Zeug zur Reise. „Gehe bei Wagners vor," schrieb Anna und bat Gertrud; er aber fühlte, daß sein Inneres jetzt mit dem seiner Freunde im Gegensatze stand: „Nein, nicht zu Wagners wollte er, einsam in die Fremde, da sollte sein Herz heilen."

---

9. Kapitel.

In der Fremde.

Wandern! ja, das kann etwas ganz herrliches sein für einen jungen Mann, dem das Herz auf dem rechten Flecke sitzt. Es kann wohl kommen, daß ihm ein Thränlein ins Auge steigt, wenn er vom letzten Hügel auf die Dächer seiner Vaterstadt zurückblickt und denkt: „Lebt wohl, ihr Lieben da drin, und Gott behüte euch!“ aber wen lockte, wenn er jung ist, nicht die weite, weite Welt; wer sähe sich nicht gern einmal an, was die Leute hinter den Bergen treiben, wer schritte nicht frisch und fröhlich voran, wenn Berg und Thal und Fluß und Wald und Wiesen sich vor ihm ausbreiten, und die fernen, blauen Berge vom Horizont herübergrüßen und herüberrufen: Komm nur, hier ist es schön, und von hier siehst du noch viel weiter in die weite Welt hinein. Unser Ludwig hatte nun nicht Vater und Mutter und nicht Geschwister in Berlin zurückgelassen, nur seine Meisterleute, die allezeit brav und gut zu ihm gewesen, aber ihm doch niemals sehr nahe gekommen waren, und etwa die Müllergertrud, die ihm mit feuchten Augen gar treue Segenswünsche mitgegeben; so hätte er können absonderlich leicht

und frei seine Straße ziehen; aber es ist dabei ein Geheimniß. Wer ein rechtes Kind seines Gottes geworden und geblieben ist, dem ist die ganze Welt sein liebes Vaterhaus; sein Vater geht mit ihm auf Tritt und Schritt, Sonnenschein und Sturm sind seine Grüße und Boten, aus freundlichen Menschenaugen leuchtet ihm sein Bild entgegen, in Noth und Fährlichkeit deckt ihn Gottes Hand, und alle Herrlichkeit der Schöpfung rings umher predigt von des Vaters Weisheit und Güte; so ist er niemals in der Fremde, immer im Vaterhaus, und ginge es bis ans äußerste Meer. Mit Ludwig war es anders; er war von Kindesbeinen an mit Gottes Wort gespeist, er hatte es oftmals gern gehört, war auch ab und zu gar gerührt darüber gewesen; aber Wurzel geschlagen in der Tiefe seines Herzens hatte es noch nicht; weil die Weltfreuden und die Weltsorgen einen so großen Raum darin einnahmen, weil die Vögel unter dem Himmel, die losen Gesellen es immer wieder verjagten, wenn es einmal wurzeln und wachsen wollte. Treue, warme Gebete waren für ihn emporgestiegen; Gott hatte auch die Gebete gehört und ihm lange Zeit immer von neuem einen treuen Wandergefährten zur Seite gestellt, der ihn an den rechten Weg und an die rechte Heimath mahnte; aber wenn ein Herz sich solchen Mahnungen nicht

aufthut, wenn es sich abkehrt von der Stimme Gottes, so spricht Gott wohl: „Nun gut, jetzt gehe du eine Weile deinen Weg alleine und siehe zu, wo du hinkommst mit deinem eigenen Kopfe und deiner eigenen Kraft!“ Da geht denn so ein Wanderer manchmal recht trotzig und recht stolz in die Welt hinein, aber zweierlei fehlt ihm: der Friede und die Freude; er fühlt sich als „ein Fremdling überall,“ und wie es in dem Volksliede heißt: „Und blieb er auch im Vaterhaus, würds doch wie in der Fremde sein.“ Der Meister hatte ihm gerathen: „Wandern Sie erst einige Wochen, daß das Blut in andere Bahnen kommt, — da wird Ihnen leichter!“ So war er gegangen an dem schönen Potsdam vorüber, hatte sich die prächtigen Schlösser, Seen und Parks besehen; die breite helle Havel hatte er bei Brandenburg bewundert, war durch die Börde bei Magdeburg gegangen. Von weitem grüßte der Brocken; er dachte an seine schöne Reise mit Wagner nach dem Bodethal; ja, nach dem Harze wollte er hin. Das Wetter war gut, die Sonne schien, frisch strich die Luft, die Vögel sangen in den Zweigen, und die Bächlein murmelten zwischen den Steinen am Boden, zwischen dem weichen Moos und dem üppig wachsenden Farrnkraut. Durchs Ilsethal ging er im Morgenlichte; es war ein Rauschen

und Glänzen und Leuchten unter den Felsen und Bäumen, ein geheimnißvolles Leben! Wie damals auf der Brücke im Bodekessel hätte er weinen mögen, weinen, freilich andere Thränen als damals; er sehnte sich nach jenen lichten, warmen Kinderthränen; aber seine Augen blieben trocken.

Fröhliche Stimmen sangen jetzt hinter ihm, ein Wanderlied: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus, da bleibe wer Lust hat in Sorgen zu Haus!" „Grüß Gott, Kamerad! auch auf den Brocken?" unterbrachen sie sich, als sie vorübergingen. Das waren auch zwei Wandergesellen, hübsche junge Leute, noch jünger als er; noch kein Bartwuchs sproßte ums Kinn; sie sahen fein aus, mochten Schüler sein, oder angehende Studenten, sie schritten tapfer aus, noch benutzten sie den Bergstock nicht als Stütze, sondern schwangen ihn wie im hellen Jubel über den Köpfen, grüne Reiser steckten an den Mützen, die sie weit in den Nacken zurückgeschoben hatten, um freier sich umzusehen. Ludwig erwiderte den Gruß: „Ja wohl, ich will auch nach dem Brocken; es soll einen Fußweg da hinauf geben; wissen den vielleicht die jungen Herrn!" „Gegangen sind wir ihn noch nicht, aber ich meine, nach der Karte da müßten wir ihn finden; suchen wir zusammen." Sie thaten das, und sie fanden den Weg! O, wie

sie übermüthig waren, diese beiden; wie sie sprangen von Fels zu Fels, wie sie jauchzten bei jeder hübschen Aussicht. Der alte Ludwig Sander, der vor den Berliner Erlebnissen, der hatte das gerade so gethan; wie waren sie ihm nur abhanden gekommen, sein Uebermuth und seine Lustigkeit! Als es durch mancherlei Fragen an den Tag kam, daß er die letzten Jahre über in Berlin gewesen war; da wollten sie hören; da sollte er erzählen, mehr, viel mehr, als er selbst wußte, und er merkte nun, daß er mitten auf dem Schauplatz der Ereignisse doch recht wenig gesehen und beobachtet hatte, und dieselben nur in ihren Erscheinungen nach unten, wie sie sich im täglichen Leben bemerkbar machten, nicht in ihren größeren und höheren Beziehungen beobachtet hatte. Diese beiden jungen Leute, sie hofften auch auf eine neue bessere Zeit, obgleich sie mit Ehrerbietung vom König, mit Ernst von den neuen Einrichtungen sprachen, und mit großem Bedauern von den Barrikaden und der Revolution. „Aber," sagte der eine, „es mußte wohl eine Erschütterung kommen; es war ja zu viel faul und unhaltbar in der Welt." „Gewiß," sagte Ludwig, „aber glauben Sie, daß das nun besser wird? nach dem, was ich dort in unserem Stande sah, haben sich die Gegensätze nur mehr verschärft." „Das glaube ich," sagte der Aeltere seiner Be-

gleiter, „aber man denkt doch ernstlich an Hilfe.“ „Wie will mans ändern?“ fragte Ludwig traurig. „Haben Sie nichts vom Wittenberger Kirchentage gehört?“ Ludwig schüttelte den Kopf. „O, da waren die Besten und Frömmsten aus dem Vaterlande zusammen, die haben sich alle die Hand darauf gegeben, daß sie nicht ruhen und rasten wollen, bis geholfen ist, es sprach da einer, der hat schon sein ganzes bisheriges Leben drangesetzt, man konnte ihn nicht hören, ohne bewegt zu werden; lange wirds dauern, aber wenn wir alle Ernst machen, dann muß es gelingen; und er sah so fröhlich und hoffnungsvoll und siegesgewiß aus.“ „Und wie will man helfen?“ „Durch Christenliebe!“ sagte der Jüngling. Wieder dasselbe Wort, das Leopold gesprochen hatte; wie ein tiefes Weh zog es durch Ludwigs Herz; er hätte gar so gerne weiter gefragt; aber jetzt lichtete es sich rings um sie her; die Tannen verschwanden, oder waren nur noch als verkrüppelte Zwergexemplare zu sehen, niederes Gestrüpp, schlangenartiges Moos wuchs zwischen den umhergestreuten Felsblöcken, die Aussicht erweiterte sich; bald waren sie oben. Ei, sie hatten einen günstigen Tag gefaßt, klar schaute der Inselsberg herüber nach seinem hohen Kameraden, die Thürme von Erfurt, von Magdeburg standen klar in der Luft; Ludwig hätte nicht

jung sein müssen, wenn sich nicht auch sein Herz und Auge geweidet hätte an diesem Anblick, von dem er sich nicht eher trennen mochte, bis ihn die kalte Zugluft vor Erkältung warnte, und er sich in das damals noch kleine Wirthshaus mit seiner langen niedrigen Stube zurückzog. Die jungen Studenten fand er noch nicht; er sah sie vom Fenster aus den Weg nach Schierke hinuntereilen und nach wenigen Minuten jubelnd und jauchzend mit einer großen Gesellschaft zurückkehren, denen sie wohl entgegengegangen waren. Er vernahm aus ihren Gesprächen, daß sie alle in der Nacht oben zu bleiben gedachten; er wollte aber herunter bis Schierke, weil er da, nicht ohne Grund, billigeres Nachtquartier zu finden glaubte. Urban hatte recht gehabt; seinem Leibe hatte das wandern gut gethan, — zum erstenmale hatte er da oben wieder mit frischem Appetit gegessen, zum erstenmale empfand er die kräftige Schönheit der Harzluft, zum erstenmale kam eine gesunde Müdigkeit über ihn und ein Schlaf ohne Träume. Nun wollte er hinunter wandern ins Land und eine Stelle suchen. Er ging durch den Unterharz, er stand noch einmal auf der Roßtrappe und Bodebrücke in Erinnerungen verloren, dann ging er weiter von Ort zu Ort; in einer Stadt zwischen Halle und Magdeburg las er im Wirthshaus, daß

ein Stubenmaler und Decorateur einen Gehilfen suchte. „Kann mir ja das Haus von außen besehen“ dachte er, und ging hin.

Das Haus und der Garten machten einen nobeln Eindruck; Meister und Meisterin waren freundliche Leute, die Tochter ein frisches, sauberes Mädchen in Annas Alter; da wurde man bei den guten Zeugnissen, die er vorzeigen konnte, schnell Handels einig, — er blieb. Daß der Meister viel zu thun und gute Arbeit hatte, davon überzeugte er sich bald; Wohnung und Kost waren ebenfalls gut, die beiden anderen Gehilfen geschickt und auch freundlich, nur fiel ihm der Ton auf, in dem sie alle zusammen verkehrten, besonders die Weise, wie sich die Lisbeth von den jungen Leuten behandeln und necken ließ; er dachte aber: ländlich, sittlich! da muß man sich daran gewöhnen. Die Zeit war längst vorbei, wo er noch in den Wegen seiner frommen Großmutter ging; seitdem Leopold todt war, ruhte seine Bibel auf dem Grunde seines Koffers; sah er sie, so stand das Bild des erschossenen Knaben vor ihm, und wollte er Abends beten, so klang ihm das Wort ins Ohr: „Wo ist dein Bruder Abel?“ So suchte er zu vergessen, was ihn drückte, in fleißiger Arbeit und in Zerstreuungen; ging mit den andern ins Wirthshaus, auch

mitunter in eine Tanzgesellschaft, wo er tüchtig mit der hübschen Meistertochter tanzte, die bald gar großes Wohlgefallen an seiner Gesellschaft bezeigte. Endlich einmal, als er sah, daß niemand aus dem Hause zur Kirche ging, fragte er darnach. „Kirche,“ sagte der Geselle; „da gehen wir nicht hin, da predigt ja ein alter Mucker; aber nächste Woche, da kommt Uhlich nach Köthen, — da müssen Sie mit; der weiß einen warm zu machen! Haben sie noch nichts von ihm gehört?“ „Nein!“ sagte Ludwig. „Von solchem berühmten Manne? Na, ihr müßt da schön in der Finsterniß gesessen haben!“ Ludwig kam sich ganz ungebildet vor; er schloß sich natürlich der Parthie nach Köthen an; Lisbeth war auch mit im allerhöchsten Putze. Von allen Wegen strömten Landleute und Städter herbei, der Saal füllte sich bis auf den letzten Stehplatz. Als der Gefeierte erschien, ging eine große Bewegung durch die Massen. Schön war er nicht, sondern eigentlich abschreckend häßlich; um so mehr war Ludwig auf seine Rede gespannt. Aber wie sonderbar, das war ja ganz, ganz anders, als man ihm jemals gepredigt hatte. Die Zeit lag schon hinter dem Redner, wo er Gott, Tugend und Unsterblichkeit verherrlichte; Gott und die Unsterblichkeit waren schon außer Kurs gesetzt, nur noch Tugend und Bruderliebe

lebte; hierfür führte er wohl Stellen aus Jesu Munde an; denn, sagte er, er war wohl der reinste und beste Mensch, der je gelebt hat. Seine Jünger haben ihn schwer mißverstanden. Wenn man ihm folgt in der Bruderliebe und Tugend, so braucht man keinen Erlöser; daß er am Kreuze starb, hatte er mit vielen vortrefflichen Menschen auf Erden gemein, und daß man ihn Gottes Sohn nannte, das ist eben ein Bild. Gott, was ist Gott? Was in uns lebt und denkt und liebt, das ist Gott; die Summa alles Geistigen und Guten in der Welt nennen wir so. Die Menschheit in ihrer Kindheit, die brauchte einen Gott, vor dem sie sich fürchtete, den sie anbetete und anrief; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war; wir wissen, in uns wohnt eine lebendige Kraft, dieselbe zu entwickeln, derselben zu folgen, uns auszugestalten zu möglichst vollkommenen Wesen, — das ist unsere Aufgabe; wenn wir uns und den Unsern das Leben lieblich und leicht gemacht haben, so viel wir können; dann legen wir uns ruhig zum letzten Schlummer, von dem es kein Erwachen giebt, und leben weiter im Nachruhm und der Liebe der Unseren. Nur wer sehr schwach ist, vermag es nicht, solche Aussicht zu tragen; ich hoffe, ihr, meine lieben Freunde, ihr habt euch dazu auf=

geschwungen und führt nun ein Leben frei von Furcht und Bangen, in warmer Liebe zu den Brüdern, die ja, wie ihr, nur eine so kurze Zeit zur Freude haben. Dann wurde ein Lied gesungen; Ludwig behielt es nicht, es handelte von Frühling, Freiheit und brüderlicher Liebe. Dann fuhr der Redner ab, und Hochrufe schallten ihm nach. Ludwig stand ganz starr; ihm war, als sänke die Erde um ihn ein. „Christenliebe," hatte Leopold gesagt, von „Christenliebe" hatte der Student auf dem Brocken gesprochen. War dies, was oben gepredigt wurde, auch „Christenliebe?" Christi Worte hatte er angeführt, aber Christus sollte ja nicht mehr der Sohn Gottes sein, und kein Gott sollte im Himmel wohnen, zu dem man beten konnte, und seine Mutter und Großmutter, die sollte er niemals, niemals wiedersehen; sein ganzes Innere empörte sich gegen solche Lehre; ein tiefer Schreck kam über ihn, es war ihm, als ob alle Lichter am Himmel ihren Schein verlören, die ihm bis jetzt durch sein Leben geleuchtet, geleuchtet, manchesmal heller, manchesmal blasser, aber allezeit spürbar und merkbar. Er hatte ja zuweilen ganz ähnliche Zweifel in seinem Herzen bewegt, aber erst jetzt, wo er es aussprechen hörte, traten ihm diese Ansichten in ihrer ganzen Trostlosigkeit vor die

Seele. „Nun, was sagen Sie?“ fragte sein Mitgeselle. „Ich weiß nicht, was ich sagen soll; es ist schrecklich!“ Sein Mitgeselle Arnold lachte: „Sander, das ist doch nur, weil das Ihnen so auf einmal in die Augen geleuchtet hat, da blendet es; nach und nach gewöhnt man sich; dann findet mans recht angenehm und bequem.“ „Ich glaube nicht, daß ich das jemals finden werde,“ sagte Ludwig ernst. „Na, dann gehen Sie hin zu dem alten Mucker, und lassen Sie sich angst machen vor dem Deibel und der Hölle!“ Ludwig ging wirklich in der nächsten Zeit einmal in die Kirche; dort stand ein alter aber frommer Mann, der Gottes Wort predigte; aber er war über die Zeit seiner Kraft hinüber, Ludwigs Herz war zu unruhig und schwankend, als daß er hätte recht auffassen können, was ihm gesagt wurde, und so blieb es in der nächsten Zeit dabei, daß er beides mied, die Fahrten nach Köthen und die Predigten des alten Pastors. Er suchte wie bisher durch Arbeit und durch Zerstreuung sich abzuziehen von den unruhigen ängstlichen Gedanken; denn er fühlte, alleine fand er da nicht durch, und den rechten Bundesgenossen um Beistand anzurufen, das hatte er verlernt. Die Meisterleute behandelten ihn ganz außerordentlich entgegenkommend, Lisbeth war die Aufmerksamkeit und Holdseligkeit

selbst, es fiel Sander manchmal auf, daß sie so ganz, ganz anders war, als die jungen Mädchen, mit denen er bisher verkehrt hatte, aber er dachte: es wird ja wohl so hier Sitte sein, war freundlich höflich und aufmerksam, genau so wie er glaubte, daß es sich für die Meistertochter gehörte. Oft wunderte er sich, daß Arnold manchesmal so finster dreinsah, und so unerfahren war er nicht, daß er nicht zuletzt gewerkt hätte, woran das lag. „Arnold,“ sagte er eines Abends, „ich glaube, Sie sind auf einer falschen Fährte, ich habe die Meistertochter gerne und bin höflich gegen sie, wie es sich schickt, aber weiter will ich nichts von ihr, in der Welt nichts.“ „Das ist Ihr Glück, Sander, ich hätte es auch nicht gelitten; aber ein rechter Dummhut sind Sie doch; nehmen Sie es nicht übel; nach Köthen sind Sie nur von wegen Ihren veralteten Vorurtheilen nicht wieder gewesen; wenn Sie Courage hätten, wären Sie schon hingegangen, um uns zu bekehren, und hier, da könnten Sie sich plumps hineinsetzen in das noble Geschäft und sehen ruhig zu, wie es ein anderer Ihnen vor der Nase thut; Sie werden das erleben, ehe Sie es sich denken.“ „Immer zu,“ sagte Sander: „ich gratuliere.“ Warum lag ihm denn das gute Geschäft so fern? Lisbeth war hübsch und war arbeitsam, im Hause eine

tüchtige, ordentliche Wirthschaft. Er dachte nach; was stand ihm denn im Wege? Er führte sich die Bilder der Mädchen vor, die er bis jetzt gesehen hatte. Da war zuerst seine liebe Schwester Anna, so ernst und praktisch und treu, da war die liebe, gute Rosine, jetzt Wagners Frau; dann die liebliche Müllergertrud mit ihrem festen, siegfesten Glauben; ja, das waren ganz, ganz andere Mädchen, aber das fühlte er, zwischen ihm und Lisbeth standen sie nicht. Aber da stieg eine Gestalt herauf, tief aus dem innersten Herzensgrunde, die war gar nicht tüchtig und gar nicht ernst und zuverlässig, und im Hause konnte sie gar nichts; aber sie war eingetaucht in Anmuth und Grazie von Kopf bis zu den Füßen, ein Hauch von zarter Weiblichkeit umschwebte sie, selbst, wenn sie auf dem Seile stand, und wenn er daran dachte, wie sie die Arme um den Hals der Großmutter geschlungen und mit leuchtenden Augen gebeten hatte: Großmutter erzähle! da wußte er es, daß Keine auf der ganzen Welt ihm werden konnte, wie sie, und doch war sie eine Seiltänzerin. „Arabella!“ seufzte er; ach, er wußte, als Hausfrau war sie niemals zu gebrauchen, Arnolds andere Rede, daß er nach Köthen gehen solle, um sie alle zu überzeugen, schlug eine andere Saite in seinem Herzen an;

seine Phantasie war leicht zu erregen und glitt nur zu schnell über alle Hindernisse fort; er sah sich schon als Vertreter des christlichen Glaubens seinen Hausgenossen gegenüber. Er ging wieder mit; einmal, zweimal, dreimal! Indem er widerlegen wollte innerlich, stiegen ihm die alten Zweifel auf; der Redner war so überzeugt und siegesgewiß, die Hörer erschienen so glücklich, so voll von Enthusiasmus; sollte doch etwas daran sein, war er am Ende wirklich geistig zu schwach, um das neue Evangelium zu fassen? Immer wankender wurde sein Standtpunkt; ach, seine Wurzeln waren niemals tief eingesenkt gewesen, so rissen sie sich leicht heraus aus dem Boden. „Endlich," sagte Arnold, „endlich kommt Sander auch!" Ja, Stück für Stück verlor er von seiner inwendigen Festung, Mauer für Mauer fiel und bröckelte. Lisbeth triumphirte; nun hoffte sie, werde er in ihr Garn gehen; denn seitdem er wieder gesund und zeitweise auch wieder fröhlich war, hatte er seine alte Schönheit in erhöhtem Maaße, und die Liebenswürdigkeit, die ihm früher alle Herzen gewann, wenigstens theilweis wieder bekommen, er erschien ihr sehr begehrenswerth, und sie meinte, es müsse ja wunderbar zugehen, wenn er nicht einsehen sollte, wie gut es ihm ginge, wenn er sie lieben wollte. Er sagte sich das selbst

hundertmal; er gab sich völlig Mühe, sich in die Verhältnisse hineinzudenken; es glückte ihm nicht.

Nun fing es Lisbeth auf eine andere Art an; sie begünstigte scheinbar Arnolds Bemühungen um ihre Hand, wendete sich weg, wenn sie Ludwig kommen sah, war schon versagt, wenn er sie zum Tanz aufforderte, erwiderte seinen Gruß nicht, wenn er Morgens in die Stube trat. Hätte er in seinem Herzen etwas für sie übrig gehabt, so würde ihm das weh gethan haben, da es nicht der Fall war, ging er ruhig seines Weges und dachte: „Mag sie doch den Arnold nehmen, der macht sich mehr aus ihr als ich!“ Da auch diese Mittel fehlschlugen, merkten Lisbeth und die Alten, daß alles vergebens sei, und nun war Ludwigs gute Zeit zu Ende, und er konnte merken, daß Lisbeth böse Launen haben und die Ihrigen und vornehmlich ihn gehörig damit peinigen konnte. Arnold freilich ersparte ihm, was er konnte, und wendete ihm im Stillen manche Unannehmlichkeit ab; aber die ewigen Nörgeleien nahmen kein Ende, und da Lisbeth das einzige Kind war und die Alten regierte, so waren diese ihm bald in gleicher Weise aufsätzig; es war nicht gut mehr dabei zu sein. „Bis zum Frühjahr halte ich es aus,“ dachte Ludwig; „dann muß ich mich stellen; sie werden mich ja wohl nehmen; dann hilft das nichts.“ Lust

zum Dienen hatte er nicht; schon in Berlin hatte er das immerwährende Schimpfen aufs Militär mit all zu offenen Ohren angehört; nach Köthen kamen außer Uhlich zu jener Zeit sogenannte Volksbeglücker in Masse, die auf die bestehende Ordnung, auf König und Obrigkeit schimpften, und in erster Linie, wie sie es liebten, sich auszudrücken, auf die „rohe Soldateska!" Die allgemeine Begeisterung für diese Redner, ihr hoher Ton, ihre scheinbare Liebe zum Volke hatte ihn oft mit fortgerissen; was er eigentlich denken und wünschen sollte von der Zukunft, davon hatte er keine Ahnung! nur das wußte er, daß es in seinem Kopfe und Herzen hin- und herwogte wie ein trübes Meer, daß er wohl zuweilen in Gesellschaft lustig, und beim Anhören solcher Reden auch wohl begeistert sein konnte, (es kam dann über ihn wie ein Rausch oder wie Strohfeuer) aber was Freude und Friede hieß, das wußte er nicht. Die Stellung kam. Anna, die an seinen dermaligen Briefen gar kein Wohlgefallen hatte, hoffte, sie würden ihn nehmen, und er dadurch zurechte kommen; aber ihre Hoffnung, wie sein Fürchten, gingen diesmal nicht in Erfüllung; feingliedrig, wie er von Jugend auf gewesen, war er noch; es hatten sich eine Ueberzahl junger Leute eingefunden; er hatte weder in der Breite noch in der Höhe völlig das Militärmaaß; er kam frei!

So nahm er abermals sein Bündel auf den Rücken und zog aus, sich eine Stätte zu suchen. Er hatte sich ein ganz hübsches Sümmchen erspart. Sein Plan in seinen verständigsten und besten Stunden war: wenn ich noch ein Jahr gearbeitet habe, gehe ich nach Laubach, übernehme der Großmutter ihr Häuschen, nehme meine Schwester Anna zu mir und besetze mich als Meister. Sein Meister in K. rieth ihm: „Sander, geben Sie Ihr Erspartes auf die Bank, mit sich herumschleppen können Sie es nicht; da trägt es Ihnen noch Zinsen!“ Aber das konnte ihm nicht passen, das hatte er von der Großmutter geerbt. „Nur nichts in ein Geschäft geben, das fallirt, und dann ist man es los.“ Sie hatte ihre Ersparnisse in allen Winkeln des Hauses stecken, in der Bettlade, in einem Kistchen unterm Dache, im Wandschrank, in der Kommode! Anna kannte all die Winkelchen und fand es drum leicht nach ihrem Tode. Recht wenig war es; die lange Krankheit der Tochter, Ludwigs Ausstattung, all dies hatte ihr Geld gekostet; das Wenige, was überblieb, hatte der Vormund mitgenommen und in eine Sparkasse gegeben. Ludwig dachte, selbst ist der Mann! in einem wohlverschlossenen Lederbeutel trug er seine Schätze unter der Weste. Als der Meister ihn warnte, meinte er: „Ich kann ja zusehen, wo ich auf

Arbeit komme; ist da eine sichere Gelegenheit, so bringe ich es unter; weit weg mag ich es nicht haben." Er war ein Mann, ein freier Mann, da durfte ihm niemand einreden. Die Großstadt lockte ihn nicht, davor hatte er ein Grauen von Berlin her; in kleineren Städtchen zog er herum, aber trotz seiner guten Zeugnisse wollte sich nirgends etwas finden; es war eben eine sehr gedrückte, unsichere Zeit, niemand wollte riskiren zu bauen, niemand Luxusausgaben machen. Eine Unzahl ordentlicher Gesellen zog herum und suchte Lohn und Brot, aber auch eine Unzahl wüstes Volk, das von 1848 her es noch gewohnt war, Lärm zu machen und Raufereien anzufangen, trieb sich im Lande herum und machte die Straßen unsicher. Ludwig sah wohl im Ganzen danach, in ordentliche Wirthshäuser zu kommen; aber immer wollte ihm das nicht gelingen. Eines Abends, als sich in der Ferne der Kirchthurm eines Dorfes zeigte, das er sich zur Nachtherberge ersehen hatte, wurde er von fünf verwegen aussehenden jungen Leuten eingeholt; sie trugen große Schlapphüte, wilde Bärte (damals noch ein verdächtiges Zeichen, seitdem sind sie bei den feinsten Leuten zu Ansehn und Ehren gekommen) rothe Cocarde, und ihr ganzer Anzug machte es durch seine Unordnung und Schäbigkeit zweifelhaft, ob man sie überhaupt

dem ehrbaren Stande der Handwerksgesellen beizählen dürfe. Sie sangen garstige, unfläthige Lieder und riefen ihm zu: „Hollah Bruder, warte ein bischen; wohinaus? Willst du auch einen Schluck?" damit reichten sie ihm die Schnapsflasche hin: „Ich trinke keinen Branntwein," sagte er ruhig. „Keinen Branntwein? Was bist du denn eigentlich für einer, Brüderchen? Ein Mäßigkeitsnarr, ein Zarucker, ein Mucker?" Und nun brüllten sie das fürchterliche Muckerlied, mit dem man zu jener Zeit die Christenleute zu verhöhnen suchte, die fest an ihrem Glauben hielten und die armen verirrten, bethörten Brüder auf alle Weise zu demselben zurückzubringen suchten. Ludwig war in diesem Sinne leider nichts weniger als ein Mucker, aber die Gemeinheit widerte ihn an, und daß man das verhöhnte und verspottete, was alle die hoch und heilig gehalten hatten, die er jemals geliebt und verehrt hatte, — das ertrug er nicht. Händel wollte er nicht anfangen, er war Einer unter Vielen. Er lehnte sich an einen Baum, wie um auszuruhen. „Nun Brüderchen, schon müde?" „Ja, geht nur immer hin; ich bin müde, und ich mag so ein Singen nicht leiden." „Ha, nicht wahr, wir sind doch wohl so eine Art Mucker? Na, na! so haben wir nicht gewettet, gar nicht; das schöne Lied sollst du zu Ende genießen." Und nun faßte

ihn links einer und rechts einer unter den Arm, und suchten ihn vorwärts zu ziehen. Da hatten sie sich aber doch in ihm verrechnet, oder hatten sie es vielleicht dahin bringen wollen? Jetzt wurde er wild, sein Ziegenhainer flog empor, und wirbelte um ihre Köpfe. „Kommst du so?“ schrie der größte und wildeste der Gesellschaft; Ludwig war im Tumult und Handgemenge, bevor er es ahnte, und fühlte plötzlich einen so heftigen Stoß gegen seine Brust, daß er taumelte. Als er wieder Athem schöpfen konnte, sah er die wüsten Gesellen davonlaufen, nicht nach dem Dorfe zu; sie verschwanden soeben in einem Wäldchen, das den nächsten Hügel bedeckte; noch einmal wendeten sie sich, schwenkten die Hüte, und er hörte sie singen: „Freut euch des Lebens!“ Das Ganze war ihm wie ein wüster Traum; die Glieder schmerzten ihn; er war erhitzt und matt; langsam nur nach mannigfachem Ausruhen erreichte er das Dorf; am Eingang desselben stand eine Linde, darunter eine Steinbank; hier wollte er seine verschobene Kleidung in Ordnung bringen, um drinnen als ordentlicher Mensch zu erscheinen; auf seiner Brust kams ihm so leer und so leicht vor; er faßte hin, und wäre beinah von der Bank gefallen. Weg war sein Beutel mit Brieftasche, Papieren und Geld, — alles weg! Was sollte nun werden? Er

fragte nach dem Schulzen; der hörte ihn nicht ohne Mißtrauen an, und hätte vielleicht von der ganzen Geschichte kein Wort geglaubt, wenn nicht Ludwigs offenes, ehrliches Gesicht, der gute heile Anzug und die derbe Wäsche in seinem Tornister für ihn gesprochen hätten. Er mußte seine Aussage zu Protokoll geben, der Gemeindediener und ein eben anwesender Gensdarm zogen aus auf die Suche, der eine zu Pferde, der andere zu Fuße. Ludwigs Kräfte waren zu Ende, — er konnte sie nicht begleiten, und als er ihre langweiligen, umständlichen Anstalten sah, hegte er wenig Hoffnung, das Seinige wieder zu erlangen. Niedergeschlagen trat er in den Krug; in seinem Geldtäschchen war wenig mehr, als was er zum Nachtquartier und Abendbrot gebrauchte; und doch erschien es ihm beinah noch schlimmer als der Verlust seines Vermögens, daß alle seine Legitimationspapiere und Zeugnisse verschwunden waren; die würde sich der schlaue Räuber nun zuziehen und zu Nutze machen, und wie sollte er sie sich ersetzen? In der Ecke der schon abenddunklen Stube saß ein kleiner, dünner Mann, der jammervoll hustete; als Ludwig ein Butterbrot und ein Glas Bier bestellte, fuhr er empor und kam näher und näher; dann schlug er vor Ludwigs Füßen einen Purzelbaum: „Sind denn Sie das, Herr Sander?“ Ludwig erkannte

den Alten im halben Augenblicke; es war der alte Hans aus Arabellas Seiltänzergesellschaft, aber ach, wie elend und wie alt geworden!

---

10. Kapitel.

Arabella.

„Ist eure Truppe hier?“ fragte Ludwig gespannt. „Alle draußen in den beiden Wagen; die alte Truppe ist es aber nicht mehr; der Herr ist todt und die Frau ist todt; da Miß Arabella ihr Vermögen dran stehen hat, so gehört ihr das Geschäft, und der Alfonso hat Antheil daran, weil er die Sache versteht und ein geschickter Seiltänzer ist.“ „Hat er Bella geheirathet?“ Der Alte schüttelte den Kopf: „das ist eben das Leiden. Ich glaube, unser junges Fräulein hat das recht sehr gewünscht, denn sie wird ganz elend; aber die Miß Adda ist prächtiger und kann noch viel schöner auf dem Seile, die hat dem Alfons den Kopf verdreht; weil aber auf Messen und Märkten auch alle andern jungen Herren nach ihr laufen, so kann sie nicht weggeschickt werden; dann ist noch der Peter (aus Spanien ist er nicht, er ist aus

Berlin;) der tanzt auch gut, obgleich er es jetzt erst gelernt hat; eine nette junge Frau hat er mit, die tanzt aber nicht, er wills nicht, und sie wills nicht, und Alfons ist oft böse darüber und meint, sie äße unnütz ihr Brot, aber Miß Arabella will sie nicht weglassen, sie hat gerne mit der Frau zu thun, und sie hat wenig Freuden, sehr wenig. Ich fürchte immer, wenn ich erst fort bin! Sehen Sie, junger Herr, ich glaube meine alten Knochen halten nur noch zusammen, weil ich nicht gerne sterben will. Glauben Sie, mich hält nichts auf der Erde, als die Bella; ich habe ihre Mutter und ihren Vater sehr geliebt, sie waren passionirte Seiltänzer, er und sie, und unser Fräulein muß das wohl geerbt haben, aber es waren sehr gute Leute; es ist schade, daß sie so früh fort mußten, er stürzte vom Seile und sie grämte sich todt um ihn, und im sterben hat sie das Kind mir in den Arm gelegt; beschütze sie, Hans, sie hats nöthig. Herr, so lange der letzte Besitzer lebte, da hatte sie es eben nicht nöthig; er war ein rauher Mann, aber er wußte, was er an der Bella hatte, und seine Frau hielt vollends viel auf sie. Sie und Alfons waren vergnügte Kinder zusammen, und wir Alle dachten, wenn sie erwachsen sind, wird er die Bella nehmen; er hats auch gewollt, und wie oft hat er es ihr selbst gesagt; aber seit die Miß

Adda da ist, ist er wie verzaubert, er ist schlecht gegen Bella, und ich denke, sie muß jetzt jemanden haben, der sie beschützt; junger Herr, Ihnen vertraut sie auch; bleiben Sie hier!" Ludwig seufzte: „Wenn ich Bella herausbringen könnte!" „Das hilft Ihnen nichts, schon wegen dem Bengel, dem Alfons; hier bei uns bleiben müßten Sie, das wäre das Rechte!" Ludwig lächelte, der Gedanke lag ihm trotz seiner Liebe ganz ferne: „als was sollte ich bleiben? Seil tanzen lernt man in meinem Alter schwerlich noch." „Don Pedro hat es noch gelernt, und dann, es fehlt ein Schauspieler; Pedro kann alleine nichts rechts aufführen, und dann, Herr Sander, mit mir gehts zu Ende, meine Rolle ist leicht gelernt. Ein paar Purzelbäume und ein paar gute Witze, die man überall wieder macht; weiter ists nichts." „Mir ists nicht nach Witzen, Hans, Sie könnens glauben!" „Junger Herr, gehen Sie durch alle Buden der Welt und examiniren Sie alle Bajazzos; unter einhundert sind neunzig, denen ists gar nicht nach Witzen, sondern nach Hunger und Kummer und Elend zu Muthe; das schadet der Wirkung gar nichts; je trockener und verdrießlicher man spricht, desto mehr lachen sie. Ich thue es für das Kind, Andere thun es für ihre Frau und ihre Kinder; wird wohl jeder einen andern Grund haben; an

die Erheiterung des Publikums denken die Wenigsten."

„Kann ich Bella sehen?" „In einer halben Stunde ist Vorstellung; im Cirkus bei Beleuchtung. Das Kind kommt zuerst; nach Miß Adda will sie nicht tanzen!" „Wollen Sie ihr nicht vorher sagen, daß ich hier bin, damit sie mich nicht unvermuthet sieht und einen Schreck bekommt." Der alte Hans ging ab; nach einiger Zeit ertönte die Glocke, und Ludwig strömte den Zuschauern nach in das Zelt. Der alte Hans that zur Einleitung seine Witze und seine Sprünge, ach ja, an seiner Athemlosigkeit wars wohl zu merken; das Publikum hielt auch diese für Spaß und belachte sie. Ludwig dachte, wenn er hier vor aller Augen todt niederfiele, würde man das am Ende auch für Schauspiel halten. Als er abtrat, erschien Arabella; sie war jetzt achtzehn Jahre alt, und der ganze Reiz der Jugend war über ihre Erscheinung ausgebreitet. Nur das erschien Ludwig fremd an ihr, daß die Backen im zartesten Rosenschein, ihre Haut in einem alabasterweiß strahlten, und daß dies nicht Natur war, wußte er. Arabella malte sich jetzt, das hatte sie früher niemals gethan. „Arme Bella," dachte er; dahin ist sie nun schon gekommen. Ihre Augen leuchteten und glänzten; es war ein

anderer Glanz, als der, der ihnen in der Kindheit eigen gewesen war, sie war ein ganzes Stück gewachsen, hatte eine schlanke aber sehr hübsche Figur, und als sie auf dem Seile hinauf und hinunter schwebte, anmuthig rechts und links grüßend, und mit der Balancirstange gleichsam spielend, da war sie graziöser und anmuthiger, als sie Ludwig jemals gesehen hatte. Jetzt sah sie ihn; ja, das war ihr Kinderlächeln, genau ihr Kinderlächeln; „o Arabella, wie lieblich bist du jetzt!" dachte er. Sie war soeben vom Seil verschwunden, da ging an der gegenüberliegenden Seite des Zeltes ein Vorhang in die Höhe, und ein Kellner trat auf, der mit großem Geschick und ungemein viel natürlichem Witz eine Soloparthie spielte, die allgemeine Heiterkeit erregte. Ludwig war wie gebannt an seine Erscheinung; Haltung Bewegung, Stimme, alles muthete ihn bekannt an; das mußte Don Pedro sein! Ja, das war richtig; aus Spanien war der gewiß nicht, fremdländisch sprach er ganz und garnicht; ein kleines Liedchen schloß die nette Scene; Don Pedro wendete sich jetzt direkt dem Ludwig zu; gemalt war er eben so gut, wie Arabella ein Schnurrbart saß mit solcher steifen Regelmäßigkeit auf seiner Oberlippe, daß man unschwer auf den Gedanken kam, gewachsen wäre der auch nicht auf diesem Boden. Jetzt kam der

Refrain; wie der gewesen dem Texte nach bei den vorigen Versen, das wußte Ludwig nicht, als aber an ihn direkt der Schluß gerichtet wurde:

„In Freud und Wonne klingts in mir,
O Sander, Sander, seh ich dir.“

Ja, da wußte er, daß es Bader war; wie mochte der unter die Schauspieler gekommen sein?

Mit einem Sprung über die Barriere schloß sein Stück, und er stand im Nu neben dem alten Genossen. „Komm mit, Sander, ins Wirthshaus.“ „Nachher,“ sagte dieser, „ich muß erst noch Miß Adda und Don Alfonso sehen.“ „Willst dich auch von dem alten Reff bezaubern lassen?“ „Du giebst ihr ja schöne Namen.“ „Verdient sie auch,“ sagte Bader. „Bezaubern wird sie mich nicht; ich habe meine Gründe, hier zu bleiben.“ „Alte Bekannte etwa?“ „Wie du willst, Bader; hernach sollst du alles hören.“ Als Miß Adda erschien, kam Arabella im einfachen Hauskleide, und gab Sander freundlich die Hand. „Meine liebe kleine Pflegeschwester!“ sagte er; ohne sichs zu überlegen, wußte er, daß diese Anrede sie beruhigen, und Bader ein wenig in ihr Verhältniß einweihen mußte. Miß Adda strahlte ganz in der alten Ueppigkeit und Kraft, die gewagtesten Stellungen führte sie aus, als stände sie auf dem festesten Boden, ihre Blicke schossen wie Pfeile im Cirkus umher, bis Alfons

das Seil bestieg. Lautes Klatschen der Zuschauer empfing ihn, und Ludwig mußte es sich gestehen, daß er selten ein Bild männlicher Schönheit und Kraft gesehen, welches seiner Erscheinung gleichkam. Dieser Tanz zu zweien, den er mit Adda ausführte, entzückte jedes Auge, und zwar nicht nur im Sinnengenuß, nein, die vollständige Sicherheit, Kraft und Freiheit der Bewegung, gab ein so vollkommenes Bild der Herrschaft des inneren Menschen über Leib und Glieder, daß darin wohl der Zauber liegt, den solche Schaustellungen auch auf feiner organisirte Wesen ausüben. Ludwig wendete kein Auge davon; nicht Addas Schönheit lockte ihn; aber das Gefühl der Freiheit und Herrschaft über sich selbst theilte sich ihm in solchem Grade mit, daß ganz genau das Gefühl seiner Kindheit wiederkam, der brennende Wunsch, auch so frei dort oben zu schweben. Ein Seufzer an seiner Seite ließ ihn nach Arabella umblicken; ihre Augen hingen wie in Todesangst an ihm; er sah jetzt erst, daß sie nicht geschminkt war, und nun fiel ihm die Magerkeit ihres Gesichtes und ein tiefer Schmerzenszug um ihren Mund auf. „Sie bezaubert alle, dich auch, Ludwig!“ „Sie selbst nicht, Bella, nur ihr wunderschönes Spiel, die Sicherheit und Freiheit, womit sie ihre Glieder beherrscht.“ „Nicht nur ihre Glieder, Ludwig; alles, alles, was ihr

nahe kommt!" „Kleine Bella, du bist immer noch wie sonst; wollen wir jetzt hinübergehen und uns unsere Erlebnisse erzählen?" Ach, die seinigen fielen ihm jetzt mit doppelter Schwere aufs Herz!

Sie gingen. Bella ließ sich vom Wirth die stille Hinterstube aufschließen: „da sind wir ganz alleine!" sagte sie, vorn ist Tabaksdampf! da thut mir der Hals und die Brust weh. Ludwig, wundere dich nicht, ich lege mich aufs Sopha, ich bin so sehr, sehr müde. Warten Sie, Fräulein, sagte der Berliner, ich rufe Julchen, die bringt Ihnen Milch!" Ein hübsches junges Frauchen trat herein, fix, freundlich, gewandt, zum Berliner die Berlinerin. „Guck, Sander," sagte Bader, „meine Gemahlin!" „Aber wie in aller Welt, Bader, bist du hierher und zum Heirathen gekommen?" „Zum Heirathen, ganz natürlich; ich war schon lange mit Julchen verlobt; in der Zeit, wo wir beide zusammen ausgingen, war sie nicht in Berlin, sondern pflegte ihre kranken Eltern in Brandenburg. In Berlin wohnte sie bei einer alten Tante und nähte in guten Häusern. Als ihre Eltern todt waren, wollte sie nach Berlin zurück, ihre Tante hatte aber vor der Revolution solchen Schreck bekommen, daß sie in die Nähe aufs Land zog. Julchen wollte ihre Kunden nicht aufgeben, wir dachten, mit meinem Gesellenlohn

und ihrer Näherei kämen wir aus, und heiratheten frisch weg, und es wäre auch alles gegangen, wenn nicht Meister Urban sein Geschäft verkauft hätte, und Julchen eine Augenkrankheit bekommen, wobei der Arzt verlangte, daß sie ein halbes Jahr nichts feines nähen sollte. Nun wars uns in Berlin zu theuer, besonders, da ich nirgends ankommen konnte, im ersten Wirthshaus trafen wir diese Truppe, sie wollte gerade neue Dekorationen auf ihre paar Coulissen gemalt haben; ich war froh, etwas zu thun zu kriegen. Einen Schauspieler suchten sie, da ihr bisheriger durchgebrannt war; das hatte ich ja nun in Berlin schon immer gekonnt; Julchen fand auch Arbeit, bei der keine feinen Stiche verlangt wurden; sie flickte die ganze Gesellschaft aus und nahm sich auch der Kocherei ein wenig an. Der alte Hans hatte das immer besorgt; der kann aber nicht mehr, und Fräulein Bella braucht ihre Kräfte fürs Geschäft. Da wir nun einmal da waren, fand ich die Sache lustig. Profitieren muß man von allem; es ging besser, als ich dachte, ich lernte Seil tanzen, und morgen des Tages werde ich dir die Augen verblenden, wenn ich gravitätisch als Don Pedro da oben herum marschiere; du mußt wissen, ich bin im Rang erhöht; Vader, das zieht nicht auf dem Zettel. Wir sind zufrieden;

wir haben zu leben, sehen die Welt, und im ganzen geht das Geschäft gut trotz der schweren Zeiten.“ Julchen seufzte ein wenig: „Bis sich etwas anderes findet,“ sagte sie ernst; sie schien hier doch nicht den Himmel auf Erden zu finden. Sander erzählte nun auch sein heutiges Unglück und seine augenblickliche große Verlegenheit. „Natürlich,“ sagte Bella, „bleibst du bei uns, bis du aus deiner Verlegenheit heraus bist; ach, ich bin so froh darüber, daß du hier bist; es ist gerade wie ein Stückchen von deiner Großmutter!“ „Denkst du denn an die Großmutter noch?“ „Ach viel, Ludwig, es war so sehr still und friedlich bei ihr; damals war es zu stille für mich; jetzt hätte ich es manchmal gerne so!“ „Ja, Bella, ich glaube, du dürftest jetzt eine Weile nicht tanzen, und müßtest in gute Luft und unter sorgsame Pflege. Sobald ich es machen kann, schreibe ich an meine Schwester Anna und an Rosine Wagner, ob die nicht eine ruhige Stelle für dich wissen.“ „Nein, Ludwig, nein! da gieb dir keine Mühe, hätte ich es irgend wo ausgehalten, so wäre es bei der Großmutter gewesen; ich bekäme ja das Heimweh den ersten Tag. Ich bin auch gar nicht krank, und das Tanzen auf dem Seile schadet mir nichts; es macht mich nur müde!“ „Ja, aber Bella, das Schlafen im Wagen,

das Herumziehen.“ „Im Wagen schlafe ich nicht, wenn es irgend geht, immer im Wirthshause, und Julie pflegt mich so schön. Siehst du,“ setzte sie geheimnißvoll hinzu, „es ist doch mein Geschäft, früher sagte mir Alfons alles; wir beriethen alles zusammen, es ging so gut; aber jetzt ists vorbei, seitdem ihn Adda ganz hinnimmt; ich glaube, er liefert mir nicht immer alles ab, sie gebraucht sehr viel, aber sie tanzt sehr schön, sehr schön; du hast es ja selbst gesehn, Ludwig, und die Leute strömen herein, wenn ihr Name auf dem Zettel steht; darum müssen wir sie behalten.“ Sie hatte sich heiß gesprochen, auf ihren eingefallenen Backen zeigten sich abgezirkelte rothe Flecke; die kannte Ludwig und erschrak; seine Mutter hatte solche Rosen im Gesicht gehabt vor ihrem Tode. Es faßte ihn eine solche Sehnsucht, ihr zu helfen, sie zu schützen, ein solcher Schmerz und ein solches Erbarmen, daß ers nicht mehr aushalten konnte; er mußte Luft schöpfen, er ging hinaus. Draußen an der Thüre lehnte Alfons; der alte Hans hatte ihm schon erzählt, wer da war. „Guten Abend, Ludwig; hast Malheur gehabt? Thut mir leid; kannst gleich bei uns bleiben; mit Hans ists nichts mehr, und mit Bella auch nicht viel; wir können recht gut einen kräftigen Kerl gebrauchen; ich habe dir das vor sechs Jahren

schon gesagt; wärest du damals mitgekommen, wärest du jetzt ein tüchtiger Seiltänzer, nun wirds immerhin was Halbes bleiben.“ „Das glaube ich auch!“ sagte Ludwig; „aber Alfons, die arme Bella; ich fürchte es steht mit ihrer Gesundheit nicht gut.“ „Natürlich!“ sagte Alfons sehr ruhig; ich glaube sie hat die Auszehrung!“ „O Alfons, und das kannst du so ruhig sagen; wenn du so krank wärest, was würde sie für Mitleid haben!“ „Glaube ich selbst! siehst du, Ludwig, das ist eben das Unglück; wir haben früher oft davon gesprochen, daß wir uns einmal heirathen wollten, ehe ich Adda gesehen hatte, da war ich es zufrieden, nun weiß ich erst, was mir gefallen kann. Mußt selbst sagen, es ist ein Unterschied: das elende kranke Ding und das prächtige Weib.“ „Ja Alfons, es ist ein Unterschied; aber wer die Bessere ist von beiden, wer mit seinem warmen Herzen dich glücklicher machen könnte; freilich, jetzt fürchte ich, jetzt ist alles vorbei, sie ist zu krank.“ „Weißt du, Ludwig, bleibe hier und tröste sie; sie hat dich sehr gern, und ich, ich mag nicht gern an Krankenbetten sein.“ Jetzt kam sie über den Weg, die üppige stolze Gestalt, die Cigarre zwischen den Lippen: Heda, Kellner, ein Seidel bairisch; was Besseres ist in dem Neste doch nicht zu haben. Es wurde

gebracht, sie stürzte es hinunter, als wenn es Wasser gewesen wäre. „Wen haben wir denn da?“ sagte sie dann, trat näher und musterte Ludwig von Kopf bis zu den Füßen, sie nickte: „Ist er ein Seiltänzer?“ Alfons erzählte sein Geschick. „Wenn Sie etwas schauspielern könnten!“ sagte Adda; „das lieben die Leute so, die kleine Bühne haben wir, und mit Pedro allein, das wird mit der Zeit langweilig.“ „Jedenfalls müßte ich es versuchen!“ sagte Ludwig; „gethan habe ich es noch nicht.“ Was ging alles durch seinen Kopf und sein Herz an diesem Abend! Sein schwerer Verlust, mit dem ein großer Theil seiner Zukunftspläne wahrscheinlich unwiederbringlich dahin war, Arabella in ihrer Schwachheit und Lieblichkeit, die beiden, wie es ihm schien, gleich großen Schwierigkeiten, die sich dem Bleiben und dem Gehen entgegenstellten. Dennoch wäre er unfehlbar am andern Morgen davongegangen, da es ihm rein unmöglich erschien, in dieser Gesellschaft und bei den Fahrenden zu bleiben, wenn nicht eine unabweisbare Nothwendigkeit ihn für jetzt in dem Dorfe festgehalten hätte. Der Schulze, ein eifriger Mann des Gesetzes, war wieder unruhig geworden, da man von den Strolchen und ihrer Beute nirgends eine Spur fand; es war ihm von Regierungswegen zur Pflicht gemacht, in dieser

unruhigen Zeit auf verdächtige Wanderer ein scharfes Auge zu haben; immer wieder kamen ihm Ludwigs wegen große Bedenken; er erklärte, ihn nicht aus den Augen lassen zu wollen, bis wenigstens seine Militärpapiere in Ordnung gebracht seien und seine Zeugnisse ersetzt. Alfons und Hans sagten gut für ihn, aber wer in der Welt konnte dem Zeugniß so fahrender Leute trauen! Ludwig schrieb nun überall umher, wo er gelernt und wo er gearbeitet hatte; der Meister in K. that bei der Militärbehörde die nöthigen Schritte und schrieb sogar, wenn Ludwig wieder zu ihm zurückkehren wollte, sei er willkommen! Eine Minute dachte dieser daran, dem Rufe zu folgen; seine Vernunft stellte ihm das als das Allerzweckmäßigste vor, aber er errieth recht gut den Grund, den der Meister zu seinem Anerbieten gehabt; da steckt Lisbeth dahinter; nun ich das Meine verlor, denkt sie, ich bin kirre geworden! Nein, halt! das thue ich nicht, Meister Urban in Berlin aber war nicht aufzufinden; daß er fortgezogen war, wußte Ludwig, wohin? davon hatten sie Alle keine Ahnung. Daß in der Reihe der Zeugnisse gerade das Jahr 1848 fehlte, das machte den Schulzen erst recht bedenklich, und so ging eine Zeit von fast einem Monat hin, wo er auf Ehrenwort und das Gutsagen der Andern nicht weiter wandern

durfte. Umsonst wollte er nicht durchgefüttert sein; da im Dorfe keine Arbeit für ihn zu finden war, folgte er den Wünschen des Berliners, mit ihm kleine Komödien aufzuführen, und es gelang über Erwarten. „Ludwig," sagte Bader, „sei kein Narr; bleibe hier; es ist nicht schlimmer und nicht besser als anderswo. Man hört nichts von Politik und von Parteigezänk, ist heute hier und morgen dort und führt ein harmloses, fröhliches Leben zur Belustigung seiner Nebenmenschen. Jetzt komm gleich einmal mit, jetzt sollst du aufs Seil!" Zum Vergnügen konnte er das ja immer versuchen. „Alle tausend, sagte Bader, ich glaube, du hältst besser Balance als ich; sehen Sie nur, Don Alfonso." Ja, der sah es und verdoppelte seine Bemühungen, ihn zu halten. Bella war in dem Gedanken, daß er hier bliebe, ganz aufgelebt. Nur durfte er nichts davon sagen, sie von hier fort zu bringen; dann schüttelte sie energisch das Köpfchen; er wußte, was sie bei der Truppe hielt, er wußte, daß er keinen Antheil daran hatte; dennoch fühlte er eine große Beruhigung, ihr nahe zu sein, sie zu erheitern, über ihr zu wachen. Der alte Hans wurde immer schwächer. Eines Nachmittag schickte er und ließ Ludwig rufen: „Ich kann nicht mehr, Sander; thun sie mir den einzigen Gefallen;

spielen Sie diesen Abend für mich!“ Konnte er es der treuen Seele abschlagen? Als er im Narrenkostüm steckte, kam der alte Jugendübermuth über ihn: „Wenn dann einmal, dann will ichs auch ordentlich machen!“ Purzelbäume konnte er noch recht schön vom Anger in Laubach; zu den trockenen Witzen des Alten fielen ihm neue in Menge ein, alles lachte und jauchzte ihm zu, er fing eben an, rechten Gefallen daran zu finden, da rief eine Stimme im bängsten, fast herzzerreißenden Tone: „Ludwig!“ Er sprang auf seine Füße; suchte in der Richtung, woher die Stimme kam, da begegnete er den kummervollen, thränenerfüllten Blicken seiner Schwester Anna. Er hatte kein Wort davon geschrieben, daß er bei den Seiltänzern zu bleiben gedachte; er wußte es auch damals selbst noch nicht, und doch hatte es ihr keine Ruhe gelassen Tag und Nacht, nun war sie heute Nachmittag angekommen, und das erste, was ihr in die Augen fiel, — das war ihr herzlieber Bruder als Bajazzo. Sie konnte fast vor weinen nicht sprechen, als sie zu ihm trat: „Ach, Ludwig! wenn das hätte die Großmutter sehen müssen, so etwas Schreckliches; nicht wahr, das thust du nicht wieder?“ Die Umstehenden wurden aufmerksam, Ludwig nahm ihre Hand: „Komm hinüber ins Wirthshaus, Anna.“ Er wunderte

sich, daß ein großer, ernster junger Mann sich ihnen anschloß. Anna wendete sich verschämt nach ihm um: „Ludwig, das ist mein Bräutigam der Gärtner Hunold; er hat ein gutes Geschäft und hat das Unglück gehabt, voriges Jahr seine Frau zu verlieren, er hat drei so kleine, süße Würmer, die keine Mutter mehr haben.“ „Nun, da kriegst du ja gleich hübsch zu thun, Anna!“ „Ja, Ludwig, das ist auch nur gut, sonst bekäme ich am Ende das Heimweh nach meiner guten Herrschaft. Sonntag über acht Tage haben wir Hochzeit; die Herrschaft will sie mir ausrichten, und nicht wahr, du kommst und feierst mit uns?“ „Das läßt sich noch bedenken, Anna, jetzt komm zu Bella.“ „Ach ja, die arme Bella!“ sagte Anna. „Sieh Ludwig, da haben wir auch davon gesprochen. Wir haben dicht neben unserem Hause, oder,“ verbesserte sie sich lachend, „vielmehr er hat dicht neben seinem Hause ein kleines, nettes Gartenhaus, das ist im Sommer immer an Stadtleute vermiethet gewesen; wenn da die Bella sich einmiethete; pflegen wollte ich sie ja schon; wir halten uns zwei Kühe, da könnte sie frische Milch haben.“ Hunold mischte sich auch ein: „die Luft ist da so schön; es ist immer allen Fremden gut bekommen!“ Ludwig seufzte: „Sagt es ihr selbst, ich habe so oft schon vergebens gebeten.“ Als sie bei Bella eintraten, ging eine große Be=

wegung über ihr Angesicht. Einestheils freute sie sich, Anna wieder zu sehen; aber der Gedanke lag nahe; sie wird ihren Bruder so lange bitten, bis er mit ihr nach Hause geht; so war die Begrüßung etwas beklommen. Freundlich hörte sie die liebevollen Vorschläge an: „das wäre wohl schön, Anna! aber weißt du, das Geschäft, das ist doch jetzt mein, das verlasse ich nicht, und jetzt ist es ja noch ganz lange Sommer, und Ludwig bleibt hier bei uns und erheitert mich, da kann ich doch auch hier kräftig und frisch werden." „Bella," sagte Anna, und achtete nicht auf Ludwigs Abwinken: „sieh, für Ludwig ist das nicht gut, wenn er hier bleibt. Er hat ein ordentliches Geschäft gelernt, und da muß er wieder hinein zu kommen suchen. Denke daran, seine ganze Zukunft steht auf dem Spiele!" „Ja, Anna, aber meine ganze Zukunft auch; so lange ich krank bin, und Adda hier ist, muß er aufpassend für mich sorgen; der alte Hans sagt das auch; gehe nur zu ihm. Und dann sagt Alfons, Ludwig hat gutes Talent und wird ein tüchtiger Seiltänzer werden, und das ist doch auch etwas Gutes, Anna, danach fragen die Leute mehr als nach einem Stubenmaler! nicht wahr, Ludwig, du bleibst bei mir?" „Ja, mein Schwesterchen, ich bleibe, so lange du mich brauchst!" „Komm mit,

Anna, du mußt den alten Hans sehen?“ sagte Ludwig. — Draußen hielt ihn Anna auf: „Nun sage mir, Ludwig, was du dir denkst. Die arme Bella; wenn sie bei uns geblieben wäre, oder mit uns ginge, da wollten wir gerne alles für sie thun; aber wozu soll das in der Welt führen, willst du das arme schwindsüchtige Ding heirathen?“ „Wenn es auf mich ankäme, Anna, ich habe sie lieb genug dazu; aber auch wenn ich alle Bedenken überwinden wollte, sie thäte es nicht; ihr Herz hängt an Alfons!“ „Was das nur wieder für eine Verwirrung ist, wozu sollst du denn dann bleiben?“ „Als ihr Schirm und ihr Schutz, bis Gott sie abruft, was nicht mehr lange dauern wird; sie braucht einen, Anna, ich habe sie immer geliebt, seitdem ich sie zum erstenmale sah, hindere mich nicht; ich würde nicht wieder froh, wenn ihr ein Schaden geschähe, und ich wäre von ihr gegangen. Beim alten Hans wurden die Sachen ausführlicher besprochen, auch er bat und flehte: „O, lassen Sie den jungen Herrn hier! für Arabella und für mich altes, armes Wurm!“ Ja, Gewalt hatten sie nicht über ihn, sie konnten nur bitten. Annas Thränen flossen unaufhörlich; als Ludwig sie an den Wagen brachte, bog sie sich noch einmal heraus: „Und du willst wirklich Bajazzo werden?“ Ein tiefes

Roth zog über Ludwigs Stirne: „Ein Verbrechen ist es nicht, Anna, und ich kann nicht anders.“ Anna wendete sich von ihm ab; Hunold gab ihm die Hand; nun dann, Schwager, sieh, wie weit du auf dem Wege kommst, aber eins bitte ich dich: gieb uns regelmäßig Nachricht von dir, und bist du in Verlegenheit, so bedenke, wo du Geschwister hast!“ Anna weinte und schluchzte noch lange; dann fuhr sie auf und sagte beinah heftig: „du bist viel zu gut, Hunold, viel zu gut; mit meinem Bruder Bajazzo, da bin ich fertig für immer.“ Er sah ihr freundlich in die Augen: „das ist dein Ernst nicht, Anna!“ „Warum in aller Welt soll das nun nicht mein Ernst sein?“ „Weil du deinen Bruder viel zu lieb hast, — du sprichst jetzt im Aerger und Leidenschaft. Ich habe auch nicht gerne einen Schwager Seiltänzer, aber das muß ich dir sagen: Ludwig hat mir in der ganzen Sache viel weniger mißfallen, als ich dachte. Nach allem, was du mir von ihm erzählt hast, ist er stets sehr selbstsüchtig gewesen; jetzt faßt er einen Entschluß aus reiner hoffnungsloser Liebe, und wenn das auch ein thörichter Entschluß ist, wer weiß, ob es nicht der Wendepunkt wird, wir wollen ihn nicht verdammen, liebes Herz, wir wollen für ihn bitten!“ —

Das hatte er ja in der That recht nöthig, denn er selbst hatte es längst schon verlernt. Sonderbarer Weise wünschte er oft, Bella möchte es können, wenn er sie so verzweifelt und so unglücklich sah, daß er es für sie thun mußte, das fiel ihm nicht ein. Im Sommer, wie es oft bei dergleichen Kranken ist, erholte sie sich ein wenig, wurde nach dem Tanzen nicht so müde, und da sie durch Ludwigs Dasein und Aufmerksamkeit beständig unterhalten war, fühlte sie Alfons Vernachlässigung nicht so schwer, auch wagte derselbe in Ludwigs Gegenwart nicht so rücksichtslos wie sonst zu sein, — er schämte sich. Adda behandelte Arabella gar nicht, that, als ob sie gar nicht vorhanden sei, und gab sich in deren Gegenwart den rohen Ausbrüchen ihrer Lustigkeit ganz ungezügelt hin, bis Ludwig, dem sie persönlich sehr zuwider war, einigemal sehr beißende Bemerkungen über dies Benehmen machte; da wurde sie stutzig und wurde vorsichtiger, denn Ludwig wurde immer mehr ein geachtetes Glied der Gesellschaft, als Schauspieler, als Klown, sogar schließlich als Seiltänzer, und Bella erlebte die Freude, mit ihm einen Tanz auf dem Seile auszuführen. Das Wanderleben, das täglich neue Studiren auf neue effekthervorbringende Stücke erheiterte und kräftigte ihn, und nicht zum wenigsten die scheinbare Kräftigung Bellas. Es war nur

eine scheinbare. Ein ganzes Jahr lang hielt sie sich noch aufrecht, ein ganzes Jahr lang tanzte sie noch mitunter auf dem Seile, da, im Sommer 1852 wurde sie plötzlich schwindlich, als sie oben stand, und es war gut, daß Ludwig unten war und sie auffing. Von da an verlangte sie nie mehr hinauf, von da an ging es schnell mit ihr abwärts. Es war ein sehr schwerer, schmerzlicher Anblick, wie sie an einem Tage den süßesten Hoffnungen sich hingab, und am anderen Sterbensgedanken sie anfaßten und an den Rand der Verzweiflung brachten. Im grünen Wagen konnte sie jetzt nicht mehr fahren; man mußte sie sehr sorgsam in der Kutsche transportiren, und ihr sogleich eine eigene kleine Wohnung suchen, wo man auch hinkam. Auf Ludwig legte sichs wie eine dunkle Wolke: Was sollte er in der Welt Gottes ihr sagen? womit sollte er sie noch erheitern. Er dachte an die Großmutter und all ihre schönen Lieder, Trümmer davon lebten in seinem Gedächtniß, aber er brachte sie nicht mehr zusammen. Die Großmutter hatte auch immer ermahnt: In Traurigkeit rührt eure Hände und seid fleißig. Ach, was sollte er denn thun, seine Arbeit und sein Treiben erschien ihm hohl und nichtig, seine Seele wie ausgebrannt, nein, jetzt konnte er keine Possen machen. Hätte er nur den Bader noch gehabt,

den hatte aber sein junges Weib vermocht, sich loszumachen; er arbeitete als Geselle, sie als Näherin, und Bella mußte sich mit einem kleinen, gemietheten Mädchen begnügen und mit dem alten Hans, der mit seinen letzten Kräften sich an ihr Bette schleppte und ihr kleine Dienste that. Don Alfonso war sehr übler Laune; man hatte einen Zauberkünstler engagirt, der wunderbare Künste trieb und viel Volk in die Bude lockte, der aber auch, wie Alfons meinte, seine Zauberkreise um Miß Adda zog, die nur noch Augen und Ohren hatte für ihn; das sah Arabella von ihrem Lager nicht, aber sie hatte eine Ahnung davon. „Ludwig," sagte sie eines Tages, „es war so schön, ehe Adda kam; ich habe oft, oft gewünscht, sie wäre wieder fort, und mehr als einmal, wenn sie oben auf dem Seile stand, da habe ich gewünscht, sie fiele herunter und stände gar nicht mehr auf; war das sehr unrecht?" „Ja, Bella, das war sehr unrecht!" „Ja, aber ich konnte es doch nicht lassen, und sieh, ich muß immer daran denken, ob das Gott ansieht, als hätte ich sie getödtet!" „O, Bella, denke an so etwas Schreckliches nicht!" „O, ich denke an noch viel mehr Schreckliches, es ist furchtbar, Ludwig! Wenn ich nun doch nicht wieder werde, und man legt mich in das dunkle, kalte Grab, was dann? Die Großmutter sprach so schön vom

Himmel, weißt du nicht mehr? Weißt du auch, ob es wahr ist; ach, es hilft nichts, wenn du sagst: Denke nicht daran! ich muß doch immer daran denken; weißt du nicht ein wenig Trost für mich!" Der arme Mensch, er wußte für sich selber keinen. Zu lange war er weggelaufen von der Quelle alles Trostes, zu lange hatte er sich nur mit eitlen Dingen beschäftigt, nun konnte er den Weg dahin nicht mehr finden; o, wie kam er sich so arm, so leer, so erbärmlich vor, was hätte er gegeben für ein Tröpflein Trost, das er ihr darreichen konnte, er fand keinen, so viel er auch sann.

---

11. Kapitel.

Der Meßsonntag.

Im Herbstsonnenschein lag die alte Stadt Magdeburg, damals noch im Besitz ihrer Wälle und Thore. Jetzt ist durch das Ebnen der Festungswerke eine größere, schönere, und durch die Bemühungen ihrer Bewohner auch eine viel gesundere Stadt daraus geworden, als da sie mit ihren vielen Bewohnern in gar zu enge Schranken geschlossen und zusammengedrängt war. Wenn freilich

ein altes Magdeburger Kind durch ihre Straßen zieht, so vermißt es hie und da ein liebes Andenken; das Sudenburger Thor mit dem Wappen, der Jungfrau Magdeburg zwischen ihren zwei Festungsthürmen, und das Krökenthor mit seiner Fratze, mit den dicken, herabhängenden Lippen, die den schönen Namen „die Krökenthorlabbe" führte, und von der einem niemand zu sagen wußte, wenigstens nicht einigermaßen glaubhaft, was dieselbe bedeutete. Heute nun brachte nicht nur der Bahnzug zahlreiche Gäste, sondern zu allen Thoren herein strömte auch die Landbevölkerung der Umgegend im Sonntagsstaat, der nach den verschiedenen Dörfern verschieden, aber im Allgemeinen bei den jüngeren Frauensleuten gar bunt anzusehen war, wie ein Haferfeld, in dem Mohn- und Kornblumen, Rittersporn und Rade in lustiger Mischung wachsen. Nur was dicht um Magdeburg herumlagerte, wie Olvenstedt und Diesdorf und Groß-Ottersleben, das hatte sich meist schon städtischer Tracht zugewendet; aber die leuchtenden Farben, die liebte man auch hier, heute besonders, denn heute war Meßsonntag, der Haupttag der Heermesse, auf den sich Groß und Klein, Alt und Jung in der ganzen Umgegend freute, und den man bis dahin gründlich ausgenossen hatte, denn von elf Uhr an ging das Trommeln, Pfeifen, Tuten, Lärmen in einem

Zuge hinein bis in die Nacht; selbst der Nachmittagsgottesdienst im Dom hatte dem Spektakel viele Jahre lang weichen müssen. „Vattersche,“ sagte ein alter Bauer, der den langen Gehrock mit der Reihe blanker Geldknöpfe noch trug, „Vattersche, wißt ihr schon, heute wirds anders, das Consistorium, das hat einen Befehl gemacht, daß Nachmittags Kirche im Dome ist, und so lange sollen die Meßbuden geschlossen bleiben.“ „Was ihr nicht sagt,“ rief ein andrer, „das dürfen sie ja nicht, das ist gegen die alte Gerechtsame!“ „Was fragen auch die nach Gerechtsame,“ sagte eine junge Frau, „die wollen auch jetzt alles besser wissen, gönnen uns unser altes Vergnügen nicht; das lassen wir uns nie nicht gefallen, so dumm sind wir nicht mehr; na ich will wohl sehn, was das wird.“ „Vattersche, haltet euer Maul, verredet euch nicht, es kann euch schlecht bekommen, ihr seid immer so mit dem Reden vorweg,“ sagte eine dicke Gärtnerfrau. Die andere stemmte die Arme in die Seite: „Du, du willst reden über mein Maul, kehr erst vor deiner Thüre; wenn man von deiner Schnauze ein Pfund Sülze abschneidet, bleibt das doch noch eine Krökenthorslabbe!“ „Um alles, Weiber,“ sagte der Alte, „nur manierlich! Das findet sich alles, ich glaube auch nicht, daß sie das so ruhig geschehen lassen, vor 48, da mochte

wohl so etwas gehen; aber alleweile? na, ich bin neugierig." Auch auf dem Domplatz war gewaltige Unruhe über den neuen Befehl. Die Budenbesitzer schimpften, wo ein Trupp Bekannter sich zusammenfand, raisonnirte man, und immer wieder hörte man: „Na, gebt nur jetzt acht, sie machen die Rechnung ohne den Wirth; sie werden ja sehen!" Wers sehen sollte, und was nun eigentlich, das war unklar; Skandal sollte in irgend einer Art jedenfalls werden, den Muckern im Consistorium wollte mans einkränken. Als die Buden sich beim ersten Geläute schlossen, zog der ganze Zug in den Dom hinein, die Meisten im Aerger, einige aus Neugierde, was da werden sollte, viele auch in Besorgniß für den Geistlichen, der die Predigt zu halten hatte. Auch Ludwig war unter denen, die hineindrängten. Warum eigentlich? er wußte es selbst nicht. Ihm war schrecklich elend und jämmerlich zu Muthe. Bella lag kränker denn je in einem kleinen Hause in der Nähe; große Angstanfälle kamen, innere und äußere Angst; sie sah ihn ach so trostbedürftig an, — er hatte keinen Trost für sie und für sich. Er sah das Ende kommen mit Riesenschritten, — was dann? Warum war er denn eigentlich bei der Truppe geblieben? Bella konnte er nicht helfen, gar nicht, — und auf Alfons und Adda hatte er nicht mehr den geringsten Einfluß. Ersterer

war jetzt in der Stimmung, seinen Leuten das Leben herzlich sauer zu machen, denn der fremde Zauberkünstler war engagirt bis nach der Messe, und Alfons glaubte Ursache zu haben, seine Nähe zu fürchten. Wiederholt hatte er Adda angefleht, seine Frau zu werden, stets hatte sie ihn ausgelacht: Das fällt mir ja gar nicht ein, wozu? Meine Freiheit will ich behalten. Je länger, je mehr war es Ludwig unheimlich geworden in der Gesellschaft; vor acht Wochen war der alte Hans gestorben, Bader war weg, Bella starb, — wozu plagte er sich denn eigentlich noch in einem Berufe, der ihm jeden Tag jämmerlicher vorkam? Sein tägliches Brot hatte er bis dahin gehabt, dennoch war er so weit wie der verlorene Sohn, weniger äußerlich als innerlich, als er sprach: So viele Tagelöhner hat mein Vater, und ich verderbe im Hunger! Das Pfeifen, Lärmen, Tuten, das Schreien und Brüllen der wilden Thiere aus dem Käfig, es schlug wie lauter Mißtöne an sein Ohr; da schwiegs, und mit einemmale erhoben die wunderbar schönen Domglocken ihre feierlichen Stimmen, er blickte empor. Wie majestätisch in erhabener Ruhe stand der alte Dom in seiner einfachen Größe und Schönheit und blickte hernieder auf das Gewühl der Menschlein zu seinen Füßen; wie ein heiliger Schauer kam es über Ludwig, er

drängte hinein mit der Menge. Anfangs war es unruhig genug; die Tritte schallten in den Gängen, anders noch als sonst Sonntags und Festtags; die Mehrzahl derer, die da hin- und herzogen, hatten keine heilige Scheu, kein Verlangen nach Andacht mit hereingebracht, eher das Verlangen: Nun, was wirds denn, wann geht es denn los? Jetzt schwiegen die Glocken, und die Orgel setzte ein, erst ganz sanft, dann mächtiger, wie Festmusik, aber selbst ihre vereinigten Stimmen besiegten nicht ganz das Gewoge unten in den Gängen; während des ganzen Liedes bliebs unruhig. Jetzt erschien der Prediger auf der Kanzel, immer noch Unruhe. „Ob er wohl losdonnern wird?“ fragte eine Vattersche die andere. Der stand da oben so ruhig, als ginge ihn das Gebrause gar nichts an. Ein stiller, freundlicher Blick glitt über die Versammlung. Man wurde doch gespannt, was er sagen würde; es wurde still. War es denn möglich? Etwas ganz anderes bekamen sie zu hören, als sie gedacht hatten. Er freute sich, freute sich, sie alle aus der Nähe und Ferne in dem schönen Dom zu Magdeburg willkommen zu heißen; er schalt nicht, er zankte nicht, er setzte auch nicht auseinander, warum man ihnen die Gerechtsame nahm, sondern ganz im Gegentheil, er sagte, wie er so glücklich sei, ihnen wiederzugeben, worauf sie schon so viele

Jahre ein Recht gehabt hätten, den alten, feierlichen Meßgottesdienst. Und nun fing er an zu erzählen von der Entstehung der Magdeburger Messe, er ging zurück in alte, alte Zeiten, wie sich die Heere der deutschen Kaiser hier zusammengefunden am Mauritiustage, um sich im Dome durch die heilige Messe zu stärken zum Kampfe gegen innere und äußere Feinde, und weil des Volkes so viel gewesen, so wären Leute mit Lebensmitteln und anderen Waaren hinzugekommen, und wäre der Markt entstanden, den man jetzt die Magdeburger Messe nenne. Schließlich sei der Markt die Hauptsache geworden, und den Gottesdienst habe man abgeschafft, und sei doch keine Waare auf der ganzen Welt der Waare zu vergleichen, die hier in diesen Hallen ausgeboten werde; Gesundheit der Seele, Friede des Herzens, Leben und Seligkeit. Und wie dies alles mit so eindringlichen und einfachen Worten geschildert wurde, da lauschten die Zuhörer in stiller Andacht, aber keiner bewegter als Ludwig; alle Erinnerungen der Kindheit, alle frommen Worte der Großmutter, alle Ermahnungen seines Pastors wurden in seinem sehnsüchtigen Herzen lebendig; ja hier war der Quell, der alle Schäden heilte, — das fühlte er, und er bat, bat inbrünstig: Ach, lieber Herr! schicke mich nicht wieder weg aus deiner Nähe und

aus deinem Hause; ach, verzeihe mir, daß ich so weit von dir weggelaufen war, nimm mich wieder an zu deinem Kinde, gieb mir Trost für mich und die arme Bella! Die Menge fing schon an sich zu verlaufen, jetzt ganz andächtig und stille, man hörte kein Zürnen mehr, als Ludwig langsam dem Ausgange zuschritt. Noch spielte der Organist; die Sonne zeichnete scharf die Rippen der Gewölbe über seinem Kopfe; wie erschien ihm alles so wunderbar, so überirdisch, so herrlich! Hatte er denn ein Wunder erlebt? Was war es denn, was die Massen still gemacht, was sein hartes Herz erweicht hatte? Er dachte an die linde Freundlichkeit dessen, der gesprochen; es war, als ob Leopold neben ihm ginge und ihm zuriefe: Christenliebe! Er trat hinaus, schon waren die Buden geöffnet, schon schrien die Verkäufer ihre Waaren aus, schon überboten sich die Musiker der verschiedenen Caroussels, schon tutete und trommelte man, aber es war sonderbar, — der Lärm störte ihn nicht mehr, er überlegte, auch nicht, was er nun thun sollte, — er wußte es ganz genau! Ruhig bestieg er das Seil und machte seine Sache besser, wie in der ganzen letzten Zeit; aber der Jubel der Zuschauer berührte ihn nicht. Die Messe über, dachte er, helfe ich dem Alfons noch; dann muß er sich andere Hilfe suchen, und wenn ich als

Arbeitsmann in einer Fabrik eintreten soll! Als er die Bude verlassen wollte, ließ ihn ein leises: Sander! aufblicken; er sah in Rosinens und Wagners betrübte, theilnehmende Gesichter.

„Rosine, Wagner!" sagte er, und die Thränen stürzten ihm herunter, „ach Gott, gerade heute!" „Können wir dich nicht sprechen, Ludwig?" „Ja, eine Stunde habe ich jetzt frei; wartet einen Augenblick; ich will mich nur umziehen, dann gehen wir so lange in eine Restauration." Wie war das so wunderbar, daß er heute so wenig Scheu empfand, mit den alten Freunden zu reden, ja, daß er sich sehnte nach ihrem Trost und Rath. Und wie waren sie so ernst, und doch so sanft und lind zu ihm: „Christenliebe!" dachte er wieder. „Wagner," sagte er; „sein Sie nur nicht bange; es ist die letzte Woche, die ich als Seiltänzer verlebe; morgen sage ichs Alfons und Bella auf; bekomme ich keine Arbeit als Geselle, so arbeite ich in einer Fabrik." „Komm zu uns, Sander, sagte Wagner; ich habe Arbeit die Fülle, und ungeschickter wird dich dein jetziges Metier nicht gemacht haben." „Wie gerne," sagte Ludwig, „aber so lange Bella lebt, muß ich schon hier bleiben, lange dauert es ohnedies nicht mehr, es geht gar rasch bergunter." Rosine wäre gerne mit zu ihr gegangen, aber der Bahnzug wartete nicht, und sie hatten ihren

kleinen Jungen zu Hause bei der Großmutter. „Er ist ja wohl versorgt," sagte Rosine, „aber für die Nacht möchte ich ihn der Mutter doch abnehmen, — da ist er manchmal gar unruhig!" Als Wagners fort waren, hatte Ludwig noch einmal als Schauspieler aufzutreten, dann ging er zu Bella. Sie lag von vielen Kissen gestützt, und lächelte freundlich, als er kam. „Ludwig, ich bin froh, daß du da bist, ich dachte heute so viel zurück an unsere Kindheit; ich glaube, es war, weil die Domglocken so schön herüberklangen, viel schöner als die in unserer Heimath. Es kam mir heute die Sehnsucht, ich dachte, was wohl geworden wäre mit mir, wenn ich bei euch geblieben wäre; siehst du, daneben in der Wirthsstube gingen so viele ein und aus; hier durchs Fenster konnte ich sie gehen sehen; Bauern und Handwerksleute mit Frauen und Kindern, alle so stattlich und ordentlich und fröhlich; es kam mir auf einmal in den Sinn ich hätte auch so eine ordentliche Frau sein mögen, aber nun, — nun wird es wohl zu spät sein." Ach, das griff zu schmerzlich an sein Herz, — seine Thränen flossen; aber belügen mochte er sie nicht. „Ja, Bella, das ist wirklich nun zu spät." „Armer Ludwig," sagte sie; „für dich noch nicht, du sollst auch nicht länger wegen mir hier bleiben; es thut mir

so weh!" „Nein, Bella, es soll dir nicht weh thun, ich bleibe ja gerne, so lange ich dich habe, aber wir müssen es anders machen, Bella! Wir müssen wieder thun, wie die Großmutter that; laß mich die Bibel holen; wir wollen uns Trost darin suchen." „Ja, du liesest mir dann eine Geschichte; eine Geschichte vom Heiland, die hatte ich immer am liebsten!" „Ja, Bella, wir wollen suchen; vielleicht, wo die Großmutter ein Zeichen hineingelegt hat!" Ludwig holte die Bibel; da waren allerlei Zeichen, ein ganz langer, dunkelblauer Faden! Eine Geschichte vom Heiland war es nicht, aber drei Geschichten, die der Heiland seinen Jüngern erzählte; vom verlorenen Schaf, vom verlorenen Groschen und vom verlorenen Sohn; es waren ganz die rechten Geschichten heute für die beiden, voller Trost. „Ludwig," sagte Bella, „ich bin eine sehr große Sünderin, daß ich weggelaufen bin von ihm und von dir und von der Großmutter, und daß ich dann immer die Adda gehaßt und ihr den Tod gewünscht habe; aber wenn ich nun komme, glaubst du, daß er sich auch so freut wie das Weib über den Groschen, und daß er mir entgegengeht wie der Vater dem Sohne? Glaubst du? Es wäre ein großer Trost; ach, die Großmutter hat immer gesagt, es wäre so; glaubst du es auch, Ludwig?"

„Gewiß glaube ich es, Bella, es sind ja seine eigenen Worte; was er sagt, das muß ja noch viel gewisser sein, als was die Großmutter gesagt hat. Siehst du, Bella, hier liegt noch ein Faden, da ist noch ein Wort von ihm: „Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!“ Siehst du er wills, er ruft uns, er hat uns lieb; Bella wir wollen wieder beten, weißt du noch, wie wir es so gerne sangen: „Komm, o mein Heiland Jesus Christ, meines Herzens Thür dir offen ist; ach zeuch mit deiner Gnade ein, deine Freundlichkeit auch uns erschein, dem Namen dein, o Herr, sei ewig Preis und Ehr!“ „Amen!“ sagte Bella; das hatte sie bei der Großmutter immer gethan. „Ludwig, wenn ich nun sterben muß“ (sie sagte das zum erstenmal ruhig und getrost, „so möchte ich mein Geld noch jemandem vermachen; es steckt im Geschäft, und was wir so immer eingenommen haben, das hat Alfons in der Geschäftskasse; ich möchte,“ sagte sie zögernd, „ich möchte dir auch wohl etwas geben.“ „Ja, Bella, gieb mir zum Andenken etwas, was du immer getragen hast; das Kreuzchen von deiner Mutter oder den silbernen Ring, das ist mir am liebsten, aber Geld möchte ich nicht, das kann ich mir ja wieder verdienen; lasse es Alfons, damit er nicht in Verlegenheit

kommt, es würde sich ohnehin schwer theilen, weil er es in den letzten Jahren allein verdient hat!" Sie schien sichtlich erfreut zu sein über den Ausweg. „Willst du mir helfen, es zu thun, Ludwig?" Er besorgte es, daß jemand vom Gerichte kam; Alfons wurde gerufen, und die Abschrift des Testamentes in seine Hände gelegt; seit dem Tode des Vormundes war Bella mündig gesprochen, weil niemand gerne die verwickelte Sache in die Hand nehmen wollte. Alfons war tief erschüttert und ganz fassungslos; jetzt, wo Adda ihn vernachlässigte, fühlte er, wie gut es Bella mit ihm gemeint hatte. „O Bella, das verdiene ich ja gar nicht, o Bella, du mußt nicht sterben, nicht wahr, nein?" „Doch Alfons, ich glaube wohl, daß ich sterben werde, aber seitdem ich weiß, daß mir der Heiland entgegengeht, da bin ich nicht mehr so sehr bange. O, lieber Alfons, suche den Heiland auch; gewiß hat er dich auch lieb, und es ist so schön und so friedlich bei ihm!" Alfons hielt es nicht lange aus in der Stube; er stürzte hinaus, und als Ludwig hinauf nach seiner Kammer ging, hörte er ihn im Schuppen schluchzen wie ein Kind. Daß Ludwig ihm sagte, er werde nur noch die Meßwoche spielen, — das war ihm sehr schwer. „Aber hier in der Stadt bleibst du doch noch, so lange Bella lebt." „Ja, das denke ich." „Ich

glaube, wir dürfen Bella nicht mehr weit transportiren, und wir haben hier nur noch acht Tage Erlaubniß, dann müssen wir weiter." Ludwig dachte nach: „Hier bleiben kann Bella auch nicht; die Wirthin wird ungeduldig wegen der Kranken; wir müssen uns umsehen, Alfons. Du mußt Bella Kostgeld für die nächsten Monate hier lassen; ich denke, wir miethen ihr ein Stübchen auf dem Werder oder in Buckau, möglichst so, daß ich in der Nähe Arbeit finde in einer Fabrik und Wohnung auch nicht zu fern; ihr kleines gutes Dienstmädchen muß sie behalten; so wird es am besten sein!" So gingen sie denn auf die Suche, jeder für sich; die Zukunft lag schwer vor Ludwig, für Bella und für sich selbst, aber er wußte nun wieder, wo er anklopfen konnte, und bat Gott recht herzlich, ihm das rechte Plätzchen zu zeigen. Durch Buckaus kleinere Gassen irrend, rief ihm auf einmal jemand zu: „Ach, Herr Sander!" Wer beschreibt seine Freude, als er in Juliens freundliches Angesicht sah. Wieviel hatten sie sich zu fragen und zu sagen. „Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, so treten Sie herein, mein Mann muß gleich von der Arbeit kommen." Es war eines der kleinen Häuschen mit der Aussicht ins freie Feld und einem Gärtchen daneben, wie sie in neuerer Zeit den

erweiterten Bahnhofsanlagen und den großen Fabrikgebäuden haben weichen müssen. Ludwig erfuhr, daß Bader bei einem Maler in Magdeburg als Geselle arbeitete, und Julie sich Näh- und Flickarbeit ins Haus holte, auch wohl für die Magdeburger feine Wäsche besorgte. „Es geht uns knapp,“ sagte sie, „aber wir kommen durch, und ich bin so glücklich, daß wir von der Truppe los sind, ich fühlte mich zu elend dabei, und Bader ist auch ganz anders, seitdem er wieder ordentliche Arbeit hat.“ Sie nahm Ludwigs Sorgen ganz ernstlich mit auf ihr Herz, und sie glaubte, ihm helfen zu können. Oben stand ein nettes Giebelstübchen leer, für das die Wirthin einen Miether suchte, und einige Dachkammern. Julie selbst wollte gern Bellas Beköstigung und die ihres Mädchens für mäßiges Kostgeld übernehmen und auch die Krankenpflege überwachen. Ganz glücklich eilte Ludwig mit der Botschaft nach Hause. Ja, Bella freute sich sehr, wieder zu Julie zu kommen, aber nun war der Abschied von Alfons ihr nächstes, schweres Geschäft. „Sei ruhig, Bella,“ sagte dieser; „ich fahre dich hin und trage dich hinauf, und wir bleiben jetzt doch hier in der Gegend, da kann ich dich fleißig besuchen. „Wenn ich aber dann todt bin, Alfons?“ „Närrchen,“ sagte er, er versuchte es gern ihre Klagen ins

Heitere zu ziehen; „Närrchen, dann ist es ja einerlei, ob ich hier oder in Afrika bin." —

Der Abschied war vorbei, — die Truppe weggezogen; Ludwig war bei allen Malern gewesen; die meisten waren mit Leuten reichlich versehen, einige stießen sich daran, daß er mit dem fahrenden Volke gezogen war. So arbeitete er in einer Fabrik, ganz untergeordnete Arbeit bei mäßigem Lohn; er war aber zufrieden, er brauchte nicht viel; zweierlei machte ihn sehr glücklich, er konnte in jeder Mußestunde bei Bella sein, und wenn die Sonntagsglocken und die Glocken des Freitags Abends erklangen, dann fehlte er nie in seinem ihm so lieben Dom. Freitag Abends freilich gabs nicht immer Zeit, sich erst von der Arbeit zu säubern; da mußten sie gehen, wie sie aus der Werkstatt kamen; aber er ging nicht allein; eine ganze Gesellschaft Arbeitsleute begleitete ihn, die mit jedem Freitage wuchs; der Küster betrachtete die wenig sonntäglichen Schaaren oft fast mit Bangen; aber es hatte nichts zu sagen; unter der Arbeiterbluse schlugen gar verlangende Herzen, die dunkeln Gesichter waren fest nach der Kanzel gerichtet, die Augen leuchteten; mitten unter ihnen stehend fühlte Ludwig zum erstenmal im Leben die Freude der Gemeinschaft im Glauben. So sehr Arabellas Kräfte sanken, so nahe ihm

der Abschied erschien; so oft Schmerzen und Angst ihren zarten Leib erschütterten, — es war doch eine Zeit des tiefen Friedens und inneren Segens; sie konnten zusammen lesen und beten, sie konnten zusammen hoffen auf ein Wiedersehen oben, wenn der Pastor auf kurze Besuche kam, fand er ein feines, weiches, wohlbereitetes Land und tiefes Verständniß. Auch der Arzt interessirte sich für die Kranke, und weilte manchesmal länger an ihrem Lager als es unumgänglich nöthig war. Eines Tages sah er auf dem Tische einen Brief liegen, von Anna an den Arbeiter Ludwig Sander adressirt. Sinnend betrachtete er die Adresse, eben als Ludwig eintrat. „Ist der Brief an Sie?“ fragte er. „Ja wohl, Herr Doctor!“ „Es fiel mir nur auf; hier gegenüber liegt auch ein Ludwig Sander krank; ich glaube, Sie würden die Verwandtschaft nicht anerkennen; es ist ein Prachtexemplar von einem Strolch.“ Ludwig wurde aufmerksam: „Schreibt er sich ganz wie ich?“ „Ganz! ich habe eben alle seine Papiere in den Händen gehabt, er wollte ein Armenattest; ich mußte mich wundern; er ist in sehr ordentlichen Geschäften als Malergehilfe gewesen; ich möchte wissen, wie er denn so heruntergekommen ist.“ Ludwig und Bella sahen sich an; Ludwig war ganz roth geworden. „Herr Doctor, ich

denke, da bin ich auf der Spur; mir sind einmal von Strolchen meine sämtlichen Papiere geraubt worden; mein Militärschein, mein Taufschein und alle Scheine von meinen Meistern; sollte das zusammenhängen?“ „Aha!“ sagte der Doctor, „denken Sie, als der Kerl neulich im Nervenfieber phantasirte, da rief er beständig seinen eigenen Namen: Ludwig Sander! Ludwig Sander! mir war so eine drollige Phantasie noch niemals vorgekommen. Nun wird mir das einigermaßen erklärlich; es fragt sich nun nur, was wir thun, ob wir es dem Gericht anzeigen, oder ob Sie sehen, mit Güte wieder zu Ihren Sachen zu kommen.“ „Wie stehts denn mit seiner Gesundheit, Herr Doctor?“ Sehr schlecht; die Krankheit ist vorbei, aber die Kräfte auch; er hat sichtlich sehr viel getrunken in seinem Leben, nun hat er die Wassersucht.“ „Vielleicht giebt er mirs gutwillig, das wäre das Beste, denn von meinen Ersparnissen, die er auch geraubt hatte, da wird doch nichts mehr vorhanden sein.“ „Kommen Sie gleich mit,“ sagte der Arzt, „wir wollens versuchen.“ Es war eine elende Dachkammer, in der der Kranke auf schlechtem Lager lag. Der Doctor trat ans Bett, und sagte sehr laut und bestimmt: „Guter Freund, Sie haben mich ja belogen, Sie sind ja gar nicht Ludwig Sander.“ Der Kranke

fuhr auf: „Herr Doctor!" „Nur ruhig, Freund, hier steht der wahre Ludwig Sander, dem sie damals auf der Landstraße seine Papiere gestohlen haben; er wirds Ihnen sogleich beweisen. Herr Sander, wie sah ihre Brieftasche aus, und was war darin." Ludwig wußte alles bis aufs Kleinste; angstvoll hörte der Kranke zu. Schließlich sprang er aus dem Bette: „Da muß ich fort, sie kriegen mich, sie kriegen mich, schnell!" Es war wieder der irre Blick, halb wie Delirium; er hatte aber nur einen Schritt gethan, da knickte er zusammen. „Nur ruhig," sagte der Arzt, „wenn Sie jetzt ordentlich die Wahrheit sagen, und alles, was Sie weggenommen haben, an Sander zurückgeben, so —." „Ne, das kann ich nicht," sagte er mit häßlichem Lachen, das Geld, das ist flöten." „So? nun das konnten wir uns denken; nur heraus mit der Wahrheit und mit den Papieren; wir wollen Sie dann nicht anzeigen, jetzt reden Sie." „Ja, sehen Sie, Herr Doctor, angefallen hatte ich bis dahin keinen Menschen; aber sie hatten uns in dem Hungerjahr 1847 beim Stehlen gekriegt und uns eingesteckt; unsere Papiere hatte natürlich der Direktor. Zwei von uns, die verstanden sich aufs Geschäft und halfen uns ausbrechen; nun galts, uns Papiere zu verschaffen. Hier Sander war der Erste, den wir

anfielen; sie wollten mir die Papiere nicht lassen; wir wollten so eben handgemein darüber werden; da hörten wir Pferdegetrappel, und liefen durchs Holz so schnell wir konnten, einer hierhin und der andere dorthin, und so salvirte ich mich. Aber es war kein Segen dabei. Ich hatte das viele Geld; ich dachte anfangs; willst etwas damit anfangen und ordentlich werden, aber ich war ja bange; ich dachte: Sander hat am Ende um seine Papiere geklagt, und wenn du sie viel zeigst, da haben sie dich wieder. Da habe ich das Geld genommen und gut damit gelebt, ich kam ins trinken und spielen, bis es zu Ende war, und ich auch; nun liege ich hier, und nun thun Sie mit mir, was Sie wollen; es ist mir gleich."

„Wie ist Ihr wahrer Name, und aus welchem Zuchthaus sind Sie entsprungen; das muß ich wissen, wenn ich Ihnen Unterstützung schaffen soll?" Er nannte beides, und Ludwig bekam seine Brieftasche und seine Zeugnisse zurück, auch das von Meister Urban; sie waren im schmutzigsten Zustande, aber er war doch froh, er konnte sich damit legitimiren, und es konnte nicht schwer sein, eine beglaubigte Abschrift zu erhalten. Der Anblick des verkommenen Menschen erschütterte ihn; wie wenig hätte gefehlt, damals auf den Barrikaden, ihn auch in Konflikt mit den Gesetzen zu

bringen, und wie leicht wäre er dann tiefer gesunken. Was hatte ihn denn geschützt, als die Güte des Herrn? In aller Stille sorgte er mit Bellas Hilfe, daß der Kranke bessere Wartung und Nahrung bekam; es half nichts mehr, nach einer Woche begrub man ihn; kein Strahl war mehr hineingedrungen in die dunkle Seele. Ostern nahte; der Schnee zerrann, die Schneeglöckchen läuteten, und die Veilchen blühten; in Bellas Stube stand ein Fenster offen, weil Julie hoffte, die linde Luft sollte ihr wohl thun. „Kommt Ludwig noch nicht?" fragte Bella mit leiser Stimme. „Er wird gleich hier sein, heute Nachmittag wollte er sich frei bitten." Er trat in dem Augenblick ein. „Ach, Ludwig, mir ist so bange, ich glaube, das ist der Tod." „Du weißt doch aber Bella, wer bei dir ist und bei dir bleibt?" „Bitte ihn, Ludwig, um mich ists jetzt so dunkel." Er betete, betete die beiden Verse, die an so vielen Sterbebetten schon Trost und Hilfe gebracht:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir" usw. — und

„Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod," usw.

Sie wurde ruhiger; der Anfall ging noch einmal vorbei. „Ludwig, ich danke dir tausendmal für

alle deine Liebe, und o, wie danke ich Gott und dem Heiland, daß er mich damals zu dir und zur Großmutter gebracht hat; wenn ich jetzt zurück denke, was mich gehalten und getragen hat und mir nun hilft, ruhig sterben, so ists nur seine Heilandsliebe." Wie weh wars dem jungen Mann ums Herz und doch so wohl; er hätte jedes ihrer Worte unterschreiben können auch in Bezug auf sich selbst mit seinem Herzblut; ja Christi Liebe hatte sie beide gerettet ohne all ihr Verdienst und Würdigkeit. „Ich hätte so gerne Alfons noch einmal gesehen, — horch, ich glaube er kommt; Alfons, lieber Alfons!" Er stand in der Thüre, sah ganz verwildert und bleich aus, Julie und Ludwig machten ihm ein Zeichen, stille zu sein, und als er in Bellas Angesicht sah, da bezwang er sich: „Alfons," sagte sie leise, „ich kann nicht mehr, mir ist sehr weh, aber ich bin gar nicht bange, denn Christus liebt mich und geht mir entgegen. Er liebt dich auch; suche ihn, Alfons, und komme." — Ein Angstanfall kam, einige Minuten schweres Ringen, dann wars vorbei. Julie drückte ihr die Augen zu, Ludwig stand daneben mit gefalteten Händen, im tiefsten Trennungsweh, Alfons aber warf sich auf die Erde, rang die Hände und schluchzte, — es war schwer dabei zu sein. „Alfons," sagte Ludwig endlich sanft:

„Alfons, störe sie nicht in ihrer seligen Ruhe, siehe sie an, wie sie so im tiefen Frieden liegt; gönne es ihr, sie hat lange gelitten.“ „Ach Ludwig, wenn du es wüßtest, wenn du alles wüßtest! Sie habe ich von mir gestoßen, den Engel, und das Scheusal, die Adda, fort ist sie mit dem Zauberkünstler und fort mit der ganzen Kasse, mit allem meinem Gelde; sie werden ja verfolgt, aber sie sind ja zu schlau; Nachschlüssel und alles müssen sie gehabt haben, sonst wäre es nicht möglich; ich kann nun nur die Bude verkaufen und betteln gehen, wenn ich nichts mehr habe.“ „Das wirst du gewiß nicht nöthig haben, Alfons, bei deiner Kraft und Gewandtheit; wir wollen zusammen jetzt gleich die nöthigen Schritte bei der Obrigkeit thun, und hilft es nichts, Alfons, so mußt du entweder dich melden in deinem Fache bei einem größeren Unternehmer, oder du gehst zu Schiffe; bei deiner Gewandtheit ginge das auch.“ Alfons war schon ruhiger geworden. „Du hast recht; als Seiltänzer, glaube ich, gehe ich nicht, das ist zuletzt doch ein jämmerlich Brot, aber zu Schiffe, das ist ein guter Gedanke; nun zuerst wollen wir sehen, ob wir sie nicht einholen können! Es ist gut, daß Bella das nicht mit erlebt hat!“ „Jawohl, und Alfons, selbst nach dem Begräbniß bleibt noch eine schöne Summe von dem, was du Bella gabst, damit

kannst du erst abwarten, bevor du die Sachen verkaufst."

Es war ein sehr stiller Abend, an dem Ludwig neben Bellas Lager die Leichenwache hielt; sein und ihr Leben ging an seinem inneren Auge vorüber; wie oft hatten die Seinen geseufzt über seine Liebe zu ihr und hatten sie als Hinderniß seiner Entwicklung betrachtet; es sah auch ganz so aus vor Menschenaugen, und nun hatte der Herr sie benutzt, um sie beide zu sammeln in seine Hürden. Ja, dachte er: Christi Liebe die schafft alles alleine, die kann auch aus einem wilden Seiltänzerkinde den Engel schaffen für den jungen Tobias; und er dankte heiß für sie und für sich, aber es war ihm, als sei ihm das Leben recht öde und leer geworden.

---

12. Kapitel.

Endlich am Ziele.

Er war nun frei; sein erster Weg war zu Wagner und von da auf einen Tag zu seiner Schwester Anna. Wie freute er sich an ihrem fröhlichen Wirken und Schaffen, an der beglückenden Häuslichkeit, die sie umgab. Ihr Leben, an

Gottes Hand und unter Gottes Augen, nur ihrer Pflicht mit stillem Sinne geweiht, es war unter Fleiß und Arbeit, unter Gebet und Gottvertrauen dahingeflossen wie ein stiller Strom; ja, Mühe und Arbeit hatte sie auch jetzt genug mit der Gärtnerei und Viehwirthschaft, mit drei kleinen kränklichen Kindern und den Zurüstungen auf das erste eigene, aber wenn er sah, mit welcher Wonne ihres Mannes Blicke an ihr hingen, wie die Kinder ihr nachliefen und jauchzten, wenn sie erschien, da glaubte er es, wenn sie versicherte: „O Ludwig, ich bin unbeschreiblich glücklich."

Nun ging er zurück zu Wagner und Rosine; er sollte dort als erster Gehilfe eintreten. Großvater Siedentopf war heimgegangen, aber die Großmutter wirkte und schaffte noch neben Rosine in alter Rüstigkeit und trug mit großer Wonne ihr gar nicht mehr so leichtes Enkelkind, das Geschäft hatte sich vergrößert, sie hatten anbauen müssen; es waren jetzt mehrere Gehilfen und ein Lehrling, und da im Städtchen wenig gute Gelegenheit war zur Wohnung für die jungen Leute, so hatte sie Rosine alle in Pflege.

Als die Morgenglocke klang, eilte Ludwig hinunter. Sie standen alle um den Tisch, obenan der Meister und die Meisterin; Wagner hatte das Bibelbuch vor sich aufgeschlagen und las das drei-

zehnte Kapitel des zweiten Corintherbriefes, das hohe Lied der Liebe, so natürlich, so warm, so ausdrucksvoll, als ob das eben gar nicht so etwas Besonderes wäre, und betete danach das Vaterunser. Alle standen still und ernst dabei, und wie es schien, voll Andacht. Dann schenkte Rosine den Kaffee ein, und Wagner gab seine Befehle für den Tag; aber es klang nicht wie Befehl, der Ton war freundlich und väterlich, und zutraulich war auch die Antwort der Leute. Er sprach gegen Ludwig seine Freude darüber aus. „Du bist eigentlich Schuld, Ludwig; seit dem Abend, wo du fragtest: Sie sind doch eben auch nicht so fromm, Herr Wagner! Da habe ich viel darüber nachgedacht und mit Rosinen darüber gesprochen, wie es doch gar wunderlich ist, daß wir, die wir uns Christen nennen, uns ordentlich schämen über das Beste, was wir haben, und als es in Berlin losging, und so viele junge Leute ins Verderben rannten, und du auch beinah, Ludwig; da sagte ich mir, im großen kannst du nichts thun aber im kleinen bei deinen Gesellen; Gewalt machts nur schlimmer, hier hilft nichts anderes als Christenliebe, und die kriegt man nur beim Herrn Christus und seinem heiligen Wort. Siehst du, Ludwig, sie fangen jetzt an und treiben innere Mission, Gott segne sie dafür und helfe ihnen; wo ich

irgend kann, thue ich mein Scherflein dazu; aber wenn nicht jeder in seinem Stande und in seinem Hause innere Mission treibt und seine Leute ordentlich versorgt, nicht nur leiblich, sondern auch geistig, so hilft es doch nicht gründlich, und wir Handwerksmeister, wir sind die nächsten dazu; ich kann dir auch sagen, Ludwig, man hat keinen Schaden davon; die Schlechten kommen von selbst nicht in so ein Haus, und die Andern haben im Grunde das Bedürfniß dazu, das liegt verborgen in der Seele jedes getauften Menschen; die sind dann dankbar und anhänglich.“ Ja, das sah Ludwig; wie war das ein offener, freundlicher, fröhlicher Ton, der zwischen allen Hausgenossen herrschte, und wie tüchtig und reell geschah die Arbeit. Des Sonntags wanderten sie alle gemeinsam zur Kirche, und Nachmittag alle gemeinsam hinaus ins Freie, oder sie schaarten sich um den großen Familientisch, und hier gabs Zeitungen und gute Bücher, und unterweilen einmal ein fröhliches Spiel. Gingen die jungen Leute einmal über Land oder zu einem Schützenfest, so besprachen sie es offen und freundlich und erheiterten am andern Morgen mit ihren Erzählungen die ganze Gesellschaft. Unserem Ludwig war sehr wohl hier; er arbeitete für zwei, und nur in stillen Stunden kam ihm die Sehnsucht nach Arabella immer mit neuer Macht.

Wenn er sah, wie glücklich Wagner und Rosine waren, regte sich manchmal auch in ihm die Sehnsucht nach einer eigenen Häuslichkeit; aber seine Bella, seine Liebe, war ja heimgegangen, und wie konnte er eine Andere fragen; erstens mußte er sich doch wieder ein Vermögen verdienen, und dann? wie konnte er wohl ein Mädchen fragen, er, der auf Barrikaden gestanden und mit den Fahrenden umhergezogen war? Rosine sagte öfter zu ihrem Manne: „Sander dauert mich, er ist ernst über seine Jahre, und er hängt noch so sehr an Bella, ich glaube, er wird schwer an eine Andere denken?“ Wagner lachte: „Ja, ihr Frauen, wenn ihr glücklich seid, grämt ihr euch um jeden Junggesellen, der umherläuft!“ dann setzte er ernster hinzu, „ich glaube, wir müssen Geduld haben, Rosine; manche Erfahrungen muß der Mensch erst innerlich verwinden; Gott hat ihn so sichtlich an seiner Hand geleitet, er wirds auch ferner thun.“
Zwei Jahre war Ludwig bei Wagner gewesen, da schrieb Anna, es hätten sich Käufer für das Häuschen der Großmutter gefunden; ihr Mann aber habe sich erkundigt und gemeint, bei den vielen Fabriken und der Vergrößerung des Städtchens könnte dort ein Maler wohl sein Brot haben; ob Ludwig nicht möchte das Häuschen nehmen; ihr kleines Kapital könne ja darauf stehen bleiben. Ludwig bedachte

sich: ich muß das mit Wagner und Rosine überlegen. Die Leute waren über Land, er fand beide allein. Wagner redete zu aus allen Kräften. „Ja, es ist nur," sagte Ludwig, „ich kann doch nicht alleine hineinziehen!" „Sicher nicht," sagte Rosine; „du mußt eben heirathen." „Ach Rosine, und wenn ich die Bella vergessen könnte, wer soll mich nehmen, wenn er meine Vergangenheit kennt?" Ein feiner Finger klopfte an die Thüre, und auf Rosinens Ruf, da trat ein junges, liebliches Mädchen herein, groß, schlank, rosig; im ersten Augenblicke kannte sie Ludwig nicht, aber als sie die blauen Kinderaugen aufschlug, und ihr freundliches: „Guten Tag, miteinander!" ertönte, da wußte er, daß es die Müllergertrud war; die Tante in Berlin war jetzt gesund, und hatte keine kleinen Kinder mehr; da hatten die Eltern sie heim kommen lassen. „Nun, Gertrud," sagte Rosine: „jetzt rathe, wer das ist, ein alter Bekannter ist es, das kann ich dir sagen." Ludwig hatte sich noch mehr verändert als sie; gespannt sah sie zu ihm empor. „Ludwig, Ludwig Sander!" sagte sie, und ein liebliches Roth zog über ihr Gesicht; „wie freue ich mich, daß es Ihnen jetzt gut geht, ich habe durch die Geschwister immer von Ihnen gehört." „Da haben Sie aber auch recht viel Schlimmes gehört, Ger-

trud!" „Jawohl," sagte sie traurig, „aber das ist ja mit Gottes Hilfe alles vorüber." Er sah sie an und sah sie immer wieder an, und sah sie von jetzt recht oft an, und sie ihn auch, denn es entwickelte sich ein gar freundlicher Verkehr zwischen den beiden Häusern. Er hätte blind sein müssen, wenn er nicht gesehen hätte, daß sie ganz geschaffen sei zu einer braven, frommen Frau Meisterin; dennoch hätte er es nie gewagt, nach seiner Vergangenheit um sie anzuhalten, wenn nicht Rosine nach Frauenart im Herzen des Nichtchens geforscht und dort auf dem reinen jungfräulichen Throne das Bild des gewesenen Seiltänzers entdeckt hätte. Sie hielt es nicht für eine Sünde, ein wenig davon zu verrathen; und in Folge davon ging Ludwig am Sonntag darauf im schönsten Staate und mit klopfendem Herzen nach der Mühle und kehrte als ernster aber glücklicher Bräutigam heim. Im Frühling danach führte er seine liebe Gertrud ins Häuschen der Großmutter ein; über ihrem Grabe reichten sie sich die Hände, darauf ihren Ehestand zu führen in ihrem Sinne, im Aufblick zum Herrn, und von ihm Kraft nehmend zu rechter Christenliebe und Christentreue. Sie habens gehalten. Zehn Jahre waren sie verheirathet, vier blühende Kinder saßen um ihren Tisch, das Haus war vergrößert, das

Geschäft blühte, da erschien eines Sonntags ein hoher, ernster, stattlicher, braungebrannter Mann, und man sah an seinem Anzug, daß er ein Schiffskapitän war. Ludwig erkannte ihn gleich. „Alfonso!“ Ei, wie war sein Erscheinen den beiden Knaben interessant; er sollte gleich erzählen von allen seinen Fahrten. „Die Hauptsumma sollst du wissen, Ludwig; die Entflohenen fand ich nicht, und mein Geld fand ich auch nicht; aber in Arbeit und Mühe, in Sturm und Nacht und Lebensgefahr, da fand ich, was mir Bella im Sterben erbeten, die Liebe Christi; und ich glaube, ein Schiffskapitän kann das ebenso gut gebrauchen wie jeder andere, auch für die vielen Leute, die ihm untergeben sind; denn geistig und leiblich ist nichts aus ihnen zu machen, als nur durch Christenliebe, das glaube mir!“

Auflage des Buches: 6000 Exemplare.

Druck von August Klöppel in Eisleben.

Walther, Lina,

Allerlei Erzieher Eine Erzählung fürs Volk von Lina Walther. Hrsg. vom christlichen Verein im nördlichen Deutschland

Eisleben 1892